

Patrick B. Rau

Lichterloh in Finsternis

Alle Rechte vorbehalten.

Patrick B. Rau Buch 2015

[buch@patrickbrau.de](mailto:buch@patrickbrau.de)

<http://buch.patrickbrau.de>

# **LICHTERLOH IN FINSTERNIS**

Seit Tagen irre ich durch die Straßen der Stadt, auf der Suche nach ihr. Vom Nordbahnhof bis zum Südgelände, von der Weststadt bis zum östlichen Bergpark. Die Sonne brennt, der Regen fällt im ungebremsten Sommergewitter. Ich frage jeden, der an mir vorbeigeht, halte ihm ein Bild von ihr hin. Hast du diese Frau gesehen? Manch einer hält inne in seinem Lauf, schaut mir in die traurigen Augen. Doch keiner nickt, keiner kennt sie. Wer hat sie gesehen? Wo ist sie gewesen? Am Abend hole ich mir ein Bier und warte den Sonnenuntergang hinter den Bahngleisen an der Kreuzung ab. Dann gehe ich im schwachen, orangefarbenen Licht der Straßenlaternen nach Hause. Die Nacht vor meinem Fenster ist finsterschwarz und jeden Tag starre ich länger hinaus. Mein Blick geht ins Nichts, meine Seele stolpert verlassen und isoliert ihre Runden, angetrieben von meinem Herzschlag, der zu meiner eigenen Überraschung anhält.

Ich war mit ihr verabredet gewesen. Wir wollten uns am Flusslauf treffen, da wo die Sonne in den grünen Blättern der hoch gewachsenen Bäume spielt. Ein halbes Jahr zuvor hatten wir uns dort das erste Mal gesehen. Auf den Straßen des Viertels lag Schnee damals. Sie trug im Angesicht der Kälte rote Handschuhe, die sie auszog, um mir die Hand zu reichen. Wir gingen dann ein Stück des Weges gemeinsam und ich fühlte mich ihr von Herzen verbunden, wie es nur selten der Fall ist. Das Leben käme mir oft vor wie ein Hindernisparcours. Man hätte die Wahl, die Hindernisse zu bewältigen, oft unter großer Anstrengung und immer mit der Gefahr des Scheiterns im Sinn, oder man könnte einfach um sie herumgehen und so das Ziel erreichen, sagte ich. Die Frage sei doch, was die Menschen dazu bringe, sich für diesen oder jenen Weg zu entscheiden. Sie hauchte ihren warmen Atem aus und meinte, es wäre doch für mich entscheidend, welchen Weg ich gehen wolle.

Das Ziel könne in diesem Bild ja nur der Tod sein und demzufolge wäre nicht das Erreichen des Ziels das Entscheidende, sondern der Weg dorthin, fand ich. Vielleicht müsste man zuerst etwas finden, das einem einen guten Grund gibt, sich an den Hindernissen zu versuchen. Welchen Weg wählt der Mensch, der ein glückliches Leben führt? Manchmal, gestand ich, manchmal glaubte ich, dass der Glückliche jedes Hindernis gründlich betrachtet, von allen Seiten und aus allen Winkeln, sich vorstellt, wie es wäre, es überwinden zu müssen und dann wohlweislich zum nächsten übergeht. Nur der Tor würde sich ohne zu zögern in jede Herausforderung stürzen und wenn man ihm zu Bedacht gäbe, dass er die Hindernisse auch umgehen

könnte, dann würde er den Gedanken nicht verstehen. "Das ist doch ein Hindernisparcours, oder nicht?", würde er fragen. "Welchen Sinn hat er, wenn nicht den, die Hindernisse zu überwinden?"

"Und nun weißt du nicht, ob du der Glückliche oder der Tor bist. Vielleicht ist ja aber auch das Bild falsch und das Leben ist ganz anders. Oder der Tor ist in Wahrheit der eigentlich Glückliche. Das gefiele mir allerdings auch wieder nicht. Ich denke, dass man hin und wieder eines dieser Hindernisse überwinden sollte und auch muss, um im Leben nicht zu scheitern."

Mir war kalt und ich rieb meine Hände aneinander. Sie setzte ihre Überlegung fort. „Natürlich heißt das nicht, dass man sich auf jedes Hindernis stürzen sollte. Hinter diesem Bild mit dem Hindernisparcours steckt ja wohl auch die Idee, dass das Leben etwas Spielerisches an sich hat. Vielleicht sollte man versuchen die Dinge leicht zu nehmen?“

Ich nickte.

„Andererseits ist es ein Spiel auf Leben und Tod und wer es nicht ernst nimmt, wird ihm in keinem Fall gerecht.“

„Vielleicht ist es doch auch so, dass es Hindernisse gibt, die man unter keinen Umständen umgehen kann. Hindernisse, die sich vor einem aufbauen und die man bezwingen muss, ob man will oder nicht.“

Ich dachte einen Augenblick über das nach, was sie gesagt hatte. Autos zogen matschig braune Spuren in die schneebedeckten Straßen. Wenn Schnee liegt, ist die ganze Welt in der Lautstärke reduziert. Gedämpft. Die Luft ist klar und man atmet tiefer als sonst.

Ich war nun achtundzwanzig Jahre alt, aber die Selbstverständlichkeit, mit der andere Menschen meines Alters durch das Leben schritten, war mir noch immer fremd. Ich gehörte zu den Menschen, die es immer wieder in die grüblerische Einsamkeit trieb und die gepeinigt wurden von Fragen nach dem warum und wozu. Wieso hatte ich überhaupt ein solches Gespräch begonnen? Es wäre doch viel schöner gewesen, wenn wir beide uns bei guter Laune über unsere Vorlieben für Himbeer- oder Schokoladeneis ausgetauscht hätten oder über etwas anderes, was einem Menschen Freude bereitet. Aber ich verspürte gleich ein Vertrauen zu ihr, das es mir erlaubte ihr zu eröffnen, was mich gerade in Gedanken umtrieb und sie schien ja auch Gefallen an dem Gespräch zu haben.

Die Vorstellung, dass es Hindernisse geben könnte, die man nicht umgehen kann, die man überwinden muss, komme, was da wolle, die gefiel mir nicht und so sagte ich: „Es kann keine solchen Hindernisse geben. Denn jeder erreicht irgendwann das Ziel. Wenn es Hindernisse gäbe, die man überwinden muss und man würde es vielleicht nicht schaffen, niemals schaffen, dann gliche das ja einer ewigen Verdammnis. Das wäre ein fast höllenhaftes Dasein. Nein, daran glaube ich nicht. Es muss immer eine Möglichkeit geben, das Hindernis zu umgehen.“

Sie lachte laut auf. „Du bist lustig. Du bist in einem Hindernisparcours und meinst, es wäre richtig alle Hindernisse zu umgehen und denjenigen, der dir sagt, dass das nicht der Sinn eines Hindernisparcours ist, den nennst du einen Toren.“

Ihr Lachen forderte mich heraus. „In diesem besonderen Verhalten liegt eine Kritik des Hindernisparcours als solchem“, sagte ich.

„Aber der ist nun mal gegeben, dieser Parcours. Man muss sich manchmal auch mit den Realitäten abfinden, meinst du nicht?“

„Nein, das meine ich überhaupt nicht. Ich plädiere ja nicht dafür, die Realitäten zu ignorieren oder zu versuchen ihnen zu entfliehen. Nein. Man sollte die Hindernisse ja durchaus betrachten und sich mit ihnen auseinandersetzen. Darin liegt ein Lob der Kontemplation.“

Ich fand meinen Standpunkt gar nicht so schlecht. In diesem Moment war ich jedenfalls von seiner Richtigkeit überzeugt.

„Das kann es nicht sein. Das Leben zu führen, nur um Kritik an dem selbigen zu üben und ansonsten in Kontemplation zu versinken, das ist kein gangbarer Weg. Kein Mensch kann so leben.“

Sie sprach jetzt leiser und ich meinte eine plötzliche Traurigkeit in ihrer Stimme zu hören, die mich rührte.

„Auch du kannst so nicht leben.“

Sie gab mir einen Kuss auf die Wange, der die Zeit gefrieren ließ, wie den Stadtweiher, auf dem die Kinder Schlittschuh liefen. Wir umarmten uns kurz. Dann war sie verschwunden. Und ich wusste nicht einmal wie sie hieß.

Diese kurze Begegnung wurde mir im Laufe der folgenden Wochen immer wichtiger. Als ich dreizehn Jahre alt gewesen war, da kam ein neues Mädchen in unsere Klasse. Später war ich der festen Überzeugung, dass ich mich schon in dem Moment, da ich sie zum ersten Mal sah, in sie verliebt hatte. Seit damals habe ich

nicht mehr so für einen anderen Menschen empfunden wie jetzt für sie, die Frau mit den roten Handschuhen, von der ich nicht einmal den Namen wusste. In meinen Gedanken gab ich ihr den Namen Ruth.

Das Mädchen aus der Schule hatte Frieda geheißen. Wenn ich damals an sie dachte, dann überkamen mich Gefühle, die mir neu waren. Sie trug für mich das Versprechen einer Zukunft in sich, die anders werden würde, als mein Leben bis zu diesem Punkt. Ich würde frei sein mit ihr und wir würden uns gegenseitig stützen und halten und wir würden ganz gewiss glücklich zu zweit. Endlich würde ich von einem anderen Menschen vollkommen verstanden. Wir würden, Giganten gleich, über uns hinauswachsen und die Welt würde immer kleiner unter unseren Füßen. So träumte ich oft zu dieser Zeit. Es war eine Frage des Schicksals. Ein magisches Band umfing unser beider Seelen. Natürlich hätte ich sie nie direkt angesprochen. Aber schon wenn sich im Schulbus unsere Blicke trafen oder sie wie zufällig auf dem Klassenfoto neben mir stand, dann empfand ich eine tiefe Bestätigung für meine Träumereien. Einmal da tanzte ich mit ihr. Es war auf einer Geburtstagsparty. Ich legte meine Arme um ihre Hüften und wir flüsternten uns gegenseitig Dinge ins Ohr, Geheimnisse über unsere Freunde, vertrauliche Dinge, die man nur mit solchen Menschen teilt, von deren aufrichtiger Zuwendung man stillschweigend ausgeht. Ich erinnere mich daran, dass sie gut darin war, Basketball zu spielen oder wie sie bei einem Schulausflug auf einer Picknickdecke lag, ihre Sandalen von den Füßen streifte und fröhlich grinste, als könne nichts auf der Welt sie jemals aus der Ruhe bringen. Über Jahre hinweg verschwammen kleine Erinnerungen wie diese mit meinen jugendlichen Wunschvorstellungen unter Beihilfe inniger Wiederholung und der Kraft der Einbildung zu einem festen Begriff. Uns verband eine Geschichte. Es war die Geschichte einer Liebe. Einer Liebe, die in erster Linie aus Gedanken und Blicken bestand, doch realer war, als sonst etwas hätte sein können. "Ich liebe Frieda", sagte ich mir oft innerlich vor, wenn ich alleine unterwegs war oder abends vor dem Einschlafen im Bett lag und es gab in mir nicht den leisesten Zweifel an der Wahrheit dieses Satzes.

Oft hatte ich mit dem Gedanken gespielt es ihr zu sagen, als wir beide etwas älter geworden waren. "Frieda, ich liebe dich." Dann hätte sie gelacht und wir wären für immer zusammen gewesen. Niemals hätte der eine den anderen verlassen. Doch so oft ich auch über diese Möglichkeit nachgedacht hatte, zu einer Umsetzung in die Tat

mochte ich mich nie durchringen. Vielleicht, so sagte ich mir, vielleicht war ja auch nur meine innere Verliebtheit das Schöne und das Wertvolle. Vielleicht würde das bald schon verblassen und ich wäre enttäuscht. Man kann von einem Siebzehnjährigen nicht erwarten, dass er etwas über die Unendlichkeit von Liebe weiß. Und gleichzeitig ist es vielleicht aber auch so, dass niemand mehr darüber weiß, als ein Siebzehnjähriger.

Ich erfuhr es von einem Freund. Frieda wurde kurz nach ihrem siebzehnten Geburtstag schwanger. Der Vater war ein älterer Typ aus einem Nachbarort. Die Nachricht traf mich tief. Wie konnte Frieda mir das antun? Wusste sie etwa gar nichts davon, dass wir zwei zueinander gehörten? Das musste sie doch auch gespürt haben. Mit einem Mal zerbrach etwas in mir, meine unschuldige Liebe war für immer ins Reich der Imagination verwiesen. Und wer kann schon an solchen Gedanken von trügerischem Charakter festhalten, ohne dabei den Sinn für die Realität zu verlieren? Ich musste sie aufgeben. Sie verließ die Schule. An ihrem letzten Tag verabschiedete sie sich von allen. Ich war traurig, als wären all meine Freunde vom Blitz erschlagen worden. Sie gab mir die Hand und ich wünschte ihr noch alles Gute und dann war sie wieder aus meinem Leben verschwunden.

Einmal, ein paar Monate später, da wollte ich sie besuchen, doch sie war weggezogen und sie hatte es mir nicht gesagt. Ich spielte keine Rolle in ihrem Leben.

An all das dachte ich nun zurück, wenn ich an Ruth dachte. Denn ähnlich wie lange Jahre für Frieda, empfand ich nun für sie. Eine Emotion, die ich seit vielen, vielen Jahren nicht mehr gekannt hatte, ergriff nun Besitz von mir. Ich liebte. Dadurch wird man selbst und die ganze Welt auf einmal bedeutungsvoll. Ein Mensch, der liebt, ist doch ungleich wichtiger und eine viel ernstere Sache als einer, der das nicht tut. Das ist der Stoff, aus dem die Dichter ihre Dramen schneiden. Daraus erwachsen Träume und die ganze Inspiration für die entscheidenden Taten. Zunächst einmal aber hatte ich Ruth unglücklich gemacht. Ich hatte sie in eine traurige Stimmung versetzt und so war sie von mir gegangen. Unbedingt müsste ich sie wiedersehen. Um sie aufzuheitern. Um mit ihr zu lachen.



In meiner Erinnerung allerdings, blieben mir ihre letzten Sätze als etwas Kostbares erhalten. Sie hatte sie aufrichtig empfunden und das signalisierte mir, dass ihr mein Schicksal nicht egal war, dass sie verstanden hatte, was ich gesagt hatte und dass es sie beschäftigte.

Irgendwann würde ich ihr wieder begegnen. So wie wir uns ein erstes Mal begegnet waren, so würden sich unsere Wege bestimmt ein weiteres Mal kreuzen. Wann immer ich das Haus in den folgenden Tagen und Wochen verließ, rechnete ich insgeheim mit diesem Treffen. Aufmerksam besah ich die Passanten, ließ meinen Blick über die gegenüberliegende Straßenseite schweifen, kehrte oft zu der Stelle zurück, an der wir uns zuerst gesehen hatten. Ich wollte dem Schicksal helfen, uns erneut zusammenzuführen. Allerdings, es blieb bei meiner Hoffnung und fruchtlosen Bemühungen. Sie war nicht mehr da. Man könnte meinen, dass nun meine Erinnerung an sie hätte verblassen müssen, doch das Gegenteil war der Fall. Ich durchlebte innerlich immer wieder unser Gespräch, an das ich mich äußerst präzise erinnern konnte. Wie ich sie von der Seite angesehen hatte und ihr Profil sich vor schneebedeckten Sträuchern abgezeichnet hatte. Wie sie in einer runden Bewegung einen Stiefel vor den anderen gesetzt hatte und wie sie zuletzt ein wenig traurig zu mir aufgeblickt hatte.

Auch im Büro schlich sie sich immer wieder in meine Gedanken. Meinem Chef fiel meine gelegentliche Unkonzentriertheit auf und er mahnte mich, meine Aufmerksamkeit besser auf die zu erledigende Arbeit zu fokussieren.

Wenn man verliebt ist, dann erstrahlt die Welt in einem vollkommen anderen Licht. Die eigenen Taten sind plötzlich aufgeladen von einem höheren Sinn, man nimmt die Umwelt vollkommen anders wahr, als noch zuvor. Kleine Dinge, über die man sich seither stundenlang aufregen konnte, tut man mit einem nachsichtigen Wink ab, nichts kann das innere Glück zerstören.

Eines Abends erzählte ich meinem besten Freund David von ihr. Wie ich hoffte, sie wiederzusehen und wie reizend, schön und klug sie gewesen war.

„Verliebt zu sein, womöglich ohne eine echte Chance, die Frau jemals wiederzusehen, ist doch eine Verschwendung von Energie“, sagte er. „Zwei Monate ist es her, dass du ihr begegnet bist, sagst du. Das heißt, du hängst schon zwei

Monate einer Erinnerung nach. Du bist ein unverbesserlicher Fall. Du erhebst deine Verliebtheit zu einem Absolutum und verteidigst sie gegen jeden Zweifel. Jeder normale Mensch hätte die Sache längst aufgegeben.“

Er meinte dann noch im Tonfall eines freundschaftlichen Ratschlags, dass ich in der Zwischenzeit schon ein Dutzend anderer Frauen hätte kennenlernen können und dass ich schon darüber hinwegkommen würde.

Schließlich taute der letzte Schnee. Der Frühling kam. Verliebte Pärchen spazierten auf den Straßen der Stadt und ich hatte Ruth noch immer nicht wiedergesehen. Über Monate hinweg hielt diese eine kurze Begegnung das Feuer in mir wach. Ich malte mir aus, wie es wäre mit ihr gemeinsam durch die Straßen zu gehen, mit ihr alles besprechen zu können. Sie müsste sich natürlich auch in mich verlieben. Zweifel daran hatte ich selten. Schon gleich, als sie mir die Hand gereicht hatte, hatte ich gespürt, dass da etwas zwischen uns war, das uns verband. Sie hatte auf eine Weise gelächelt, aus der genau das sprach, dass sie es auch wusste.

Einmal, Anfang Mai, als meine Sehnsucht nach Ruth wieder besonders stark war, überlegte ich mir, eine Nachricht an sie zu schreiben. Ich würde sie hundertfach kopieren und an jeden Baum und an jeden Laternenpfosten der Stadt hängen. Es wäre mir egal, was die übrigen Passanten denken würden, ob sie mich belächelten oder bemitleideten, solange nur sie die Nachricht läse und sich bei mir meldete. Dann verwarf ich den Plan jedoch wieder. Ich musste Geduld haben. Wenn es mein Schicksal war, noch weitere vier Monate auf sie zu warten, dann sollte es so sein. Dass wir uns wieder begegnen würden, war für mich indes immer noch vollkommen sicher. Eine Geschichte wie unsere, die so begonnen hatte, würde gewiss eine Fortsetzung finden.

Mit David sprach ich nicht mehr von ihr. Er hatte sie ja nicht gesehen, hatte unsere Begegnung nicht miterlebt. Wie hätte er da nachempfinden sollen, was ich fühlte. Für ihn war ich in romantischen Träumereien gefangen, einer Geisteshaltung mit pathologischen Zügen. Und ich wollte mir seine Ratschläge ersparen, die ich ohnehin nicht beachten würde.

Die Tage wurden immer länger. Ich saß oft an „unserem Ort“, am Flusslauf, da, wo die Sonne in den grünen Blättern der hoch gewachsenen Bäume spielt, da, wo ich sie zum ersten Mal gesehen hatte. Es gab da eine Parkbank in der Sonne und wenn ich dort saß, dann hatte ich das Gefühl Ruths Aura wäre auf zauberhafte Weise gegenwärtig und ich könnte ihre lang ersehnte Anwesenheit erspüren.

Es wurde Sommer.

An einem Samstagmorgen las ich den letzten Satz aus einem Roman. Das Buch hatte ich aus der Leihbücherei und ich beschloss, es später am Tag zurückzubringen und einige Zeit damit zu verbringen, in den langen Regalen zu stöbern, ob ich nicht ein neues Buch fände, das ich lesen wollte. Ich nahm manches Buch in die Hand, las den Klappentext. Manchmal schlug ich das Werk auf gut Glück auf und las, ohne den genauen Zusammenhang zu kennen, einzelne Sätze. So meinte ich, schnell einen Eindruck von der sprachlichen Qualität und vom Stil des Autors gewinnen zu können. Die überwiegende Mehrheit der Bücher handelte entweder von Verbrechen oder von Liebe. Wahrscheinlich, weil das die beiden interessantesten Grenzüberschreitungen sind, die sich die meisten Menschen so vorstellen können, dachte ich. Nach fast zwei Stunden entschied ich mich schließlich für den „Wandersmann von Grampnlberg“, einen Romanklassiker aus dem 18. Jahrhundert, den ich schon immer einmal hatte lesen wollen. Noch ganz in Gedanken verließ ich die Bibliothek. Es war für den frühen Abend noch angenehm warm. Die Strahlen der sinkenden Sonne wärmten meine geschlossenen Lider, als ich einen Moment stehenblieb. Dann öffnete ich die Augen wieder. Im Garten vor dem Gebäude gab es einen hölzernen Tisch mit Bänken und auf einer der beiden Bänke saß, mir zugewandt, sichtlich in die Lektüre eines Buches vertieft, Ruth. Ich erkannte sie sofort. Sie, die ich in jeder Frau, der ich begegnet war, seit Monaten gesucht hatte. Mein Herz schlug augenblicklich höher. Wie von einer höheren Macht getrieben, ohne den bewussten Entschluss dazu gefasst zu haben, ging ich auf sie zu. Sie blickte auf und erkannte mich wieder. Ihr Gesicht war blass und unter den Augen hatte sie Ränder, so als hätte sie lange nicht mehr richtig geschlafen. Dennoch war sie wunderschön. Um etwas zu sagen, fragte ich, was sie da gerade gelesen habe. Sie antwortete, es handele sich dabei um ein berühmtes, metaphysisches System in zwei Teilen. Ihr

Bruder habe gesagt, sie solle es lesen. Es sei eine interessante Lektüre, auch wenn ihr manches unklar bleibe.

Sie dachte einen Moment nach und musste dann lächeln, so als ob ihr etwas Amüsantes eingefallen wäre. Wie es denn in meinem Hindernisparcours zurzeit aussehe, wollte sie wissen.

Am liebsten hätte ich die Frage beiseite gewischt und ihr erzählt, wie sehr ich auf diese Begegnung mit ihr gewartet hatte, wie sehr unser erstes Zusammentreffen in mir nachgehallt hatte und das ich mit vollkommener Sicherheit wisse, dass ich sie liebte.

„Hast du in der Zwischenzeit ein Hindernis genommen?“

Nein, sagte ich, so ein richtiges Hindernis hätte ich nicht überwunden. Sicher gäbe es im Leben immer wieder kleinere Herausforderungen, aber diese wolle ich nicht als echte, ernstzunehmende Hindernisse anerkennen. Ein echtes Hindernis müsse eine entscheidende Auswirkung auf die tiefsten Grundsätze des Lebens haben.

„Solch ein Hindernis habe ich womöglich mein ganzes Leben lang noch nicht genommen. Es muss um Leben oder Tod gehen, um Wahrheit oder Lüge, das richtige Leben oder das falsche. Es muss eine Herausforderung von einigem Gewicht sein!“

Sie klappte das Buch zusammen und packte es in ihre Tasche. „Und dann, wenn du vor solch einem Hindernis stehst, wirst du dann ausweichen und darum herumgehen?“

„Ich liebe dich“, sagte ich und sah ihr dabei einen Moment lang in die Augen. Dann hielt ich ihrem Blick nicht mehr stand und sah zu Boden. Sie stand auf, lächelte und hakte sich bei mir unter. Ihre Berührung fühlte sich gut an, fast so als würde eine warme, mitfühlende Hand über mein Herz streicheln.

„Wo wollen wir zwei nun hingehen?“, fragte sie.

Wir gingen fast eine halbe Stunde. Dabei sprachen wir kein Wort. Sie hatte irgendwann ihre Hand in die meine gelegt. Für mich fühlte sich das so an, als ob wir uns nun verschworen hätten. Zu zweit, gegen alles, was war und gegen alles, was da kommen möge. Wir würden uns nun rächen, an all den sinnlos vergangenen Stunden in meinem Leben, an all den vergeudeteten Tagen. Von nun an waren wir eine Übermacht, die den Launen des Schicksals trotzen würde und den Weg durch die Wirren des Lebens mit klarem Blick und ruhiger Hand finden wollte.

Einige Zeit später saßen wir in einem Café und tranken Tee. „Ich glaube nicht, dass das Leben ein Hindernisparcours ist“, sagte sie. „Ich habe nach unserer ersten Begegnung darüber nachgedacht. Manchmal glaube ich, dass das Leben eher so etwas wie ein schier endloser Spaziergang durch einen Sumpf ist. Man erlangt zum ersten Mal Bewusstsein, sieht um sich und alles was man sieht ist Sumpf. Man schreit und tobt. Irgendwann beruhigt man sich dann und von da an heißt es gehen. Wer zu lange stehen bleibt, sinkt ein und wird dann recht bald vom Sumpf verschluckt. Und so gehen die meisten dann Schritt für Schritt durch ihre eigene Sumpflandschaft, bis sie irgendwann das Bewusstsein wieder verlieren.“

Das sei ein ziemlich trostloses Bild, meinte ich. Sie solle nicht so pessimistisch denken.

„Ich denke gar nicht pessimistisch. Aus irgendeinem Grund bin ich fest davon überzeugt, dass es mir eines Tages gelingen wird, mich am eigenen Schopf aus diesem Sumpf zu ziehen. Ich werde mich daraus erheben und über der ganzen tristen Einöde schweben. Und dann werde ich sie zurücklassen.“

„Und wo wirst du dann sein?“

„Vielleicht auf einer schönen Blumenwiese.“ Sie lachte. „Wer weiß das schon?“

Als wir wieder auf die Straße traten, war es Nacht geworden. Wir wollten allerdings noch nicht auseinander gehen. So schlenderten wir gemeinsam stadteinwärts. Nach einer ganzen Weile blieb sie plötzlich stehen und drehte sich zu mir. „Du hast das vorhin ernst gemeint? Dass du mich liebst?“ Ich nickte. Wir gingen weiter.

„Ich war schon lange bei der Überzeugung angelangt, dass man ohne echte Liebe leben müsse, dass es keinen Weg gäbe, sie zu einem festen Bestandteil meines Daseins zu machen. Die letzte Frau, die ich gekannt habe, war ein Ungeheuer. Ich hatte sie nie richtig geliebt. Sie machte mich allerdings zum Objekt ihrer Obsessionen und ließ mich nicht gehen. Sie stellte mir nach, brach in mein Haus ein, um mir blaue Lilien zu schenken. Sie war besessen.“

„Es gibt blaue Lilien?“

„Ich glaube schon. Jedenfalls erwirkte ich schließlich vor Gericht, dass sie mir fernbleiben musste. Sie brach in Tränen aus, schrie, dass sie mich doch liebte und wurde dann aus dem Saal gebracht. Wenn das Liebe sein sollte, dann wäre es besser für sie, ohne Liebe zu leben. Ich dachte, ich wäre der einzige Mensch auf Erden, der zu wahrer Liebe fähig ist. Aber dann traf ich dich. Und noch in der Nacht nachdem wir uns kennengelernt hatten und ich nicht einschlafen konnte und immer

nur an dich denken wollte, da wurde mir klar, dass ich mich geirrt hatte. Man kann nicht ohne echte Liebe leben. Ich dachte, man müsse ohne Liebe leben, aber es geht nicht.“

Sie gab mir wieder ihre Hand und sagte: „Liebe ist möglich, solange man dem anderen ein Versprechen bleibt. Das ist das Geheimnis, denke ich.“

Sie führte mich durch einen unbeleuchteten Durchgang auf einen Hinterhof. Einige Paare küssten sich in der Dunkelheit und eine Gruppe Menschen stand rauchend beisammen. Wir gingen eine Kellertreppe hinab und betraten das alte Mietshaus. Im Keller war eine Art Tanzcafé eingerichtet. Auf einer kleinen Bühne saß ein Alleinunterhalter vor seinem Keyboard und spielte Tanzmusik aus einem vergangenen Jahrzehnt. An der Bar drängten sich die Gäste und unterhielten sich, tranken Alkohol. Die Luft war von Zigarettenrauch erfüllt und es war warm. An den wenigen, niedrigen Tischen waren alle Plätze besetzt. Auf dem Schoß eines großgewachsenen Mannes, saß eine Frau mit schwarz umrandeten Augen und lachte schallend, so dass man sie trotz der hohen Lautstärke der Umgebung hören konnte. Der Rest des Lokals bestand aus einer Tanzfläche, die im hinteren Teil in völliger Dunkelheit zu verschwinden schien. Erst als wir uns näherten, erkannte ich auch dort tanzende Menschen. Wir gesellten uns zu ihnen. Ich legte meine Arme um Ruth, sie ließ ihren Kopf gegen meine Brust sinken und es begann ein langsamer Tanz. Allmählich gewöhnten sich meine Augen besser an das schwache Dämmerlicht, das uns hier umgab. Die Musik und die Gespräche von der Bar, waren in diesem Eck etwas gedämpft.

Sie verstand mich daher gut, als ich ihr zuflüsterte: „Ist das nicht wundervoll? Wir tanzen zusammen, bewegen uns im Rhythmus, als wären wir ein einziger Körper und es ist, als täte sich der Boden auf, unter uns ein riesiges Loch, aber wir schwebten darüber, als hätten wir es nicht einmal bemerkt. Und schließlich wächst der Abgrund in die Höhe, umfängt uns restlos, verschluckt die Menschen und die Töne immer mehr, bis wir am Ende vollkommen allein mit uns sind. Und es ist noch immer so, dass du meinen Herzschlag spürst und ich mit der rechten Hand durch deine Haare fahre und wir gemeinsam der Schwerkraft trotzen.“

Sie sagte nichts, sah mich mit einem Lächeln an, das ausdrückte, dass sie mich verstanden hatte und mit ihrer linken Hand strich sie mir über den Rücken.

So tanzten wir einige Stunden. Dann wühlte ich mich durch die Menschenmenge an der Bar und bestellte uns zwei Gläser Rotwein. In jeder Hand ein Glas, stieg ich mit ihr die Treppe zum Innenhof hoch, denn wir wollten uns eine kurze Abkühlung an der frischen Luft gönnen. Wir begannen nun, uns über die Dinge zu unterhalten, die man gewöhnlich zuerst bespricht, wenn man sich kennenlernt. Ich erfuhr, dass sie in einem Krankenhaus arbeitete, in der Verwaltung. Dass sie sechsundzwanzig Jahre alt war und zurzeit mit ihrem Bruder zusammen im Haus ihrer Eltern lebte, die vor zwei Jahren innerhalb kürzester Zeit beide verstorben waren. Ich sagte, dass mir das leid tue. Nach einer kurzen Pause fügte sie hinzu: „Meine Mutter wurde im März vor zwei Jahren tot im Graben neben einer Landstraße aufgefunden. Wie sie dort hingekommen war, konnte uns niemand sagen. Die Autopsie ergab, dass sie erstickt war. Fremdeinwirkung war nicht auszuschließen. Es gab aber keine Spuren, die man hätte weiterverfolgen können.“ Sie sagte das sehr gefasst, als hätte sie diese Sätze schon hundertmal gesprochen. „Mein Vater dann, er war in tiefer Trauer, denn er hatte meine Mutter wirklich sehr geliebt. Wir brachten die Beerdigung hinter uns. Es war eine schwierige Zeit, in der mein Vater wenig sprach, von der Arbeit zu Hause blieb und, was für uns überhaupt völlig undenkbar gewesen war, er hörte auf zu fotografieren. Dazu muss man wissen, dass mein Vater schon seit seiner Jugend jeden Tag genau ein Foto gemacht hatte. Die Beschränkung kam daher, dass er früher sparsam mit dem Film umgehen musste, da er arme Eltern hatte. Er behielt diese Angewohnheit auch bei, als er selbst längst eine sichere Arbeitsstelle und genug Geld gehabt hätte. Nun aber fotografierte er nicht mehr. Mehrere Wochen lang. Bis er dann eines Tages meinen Bruder und mich zu sich rief. Er ordnete an, wie wir uns vor unserer Haustür aufzustellen hätten und völlig regungslos stand er vor uns, seine Kamera in der Hand. Er wartete. Es kam mir wie eine halbe Ewigkeit vor. War ich anfangs noch auf meinen Vater und seinen Fotoapparat konzentriert, in Erwartung des Geräuschs des Auslösers, so lockerten sich meine Züge bald zu einem sorgenfreien und in sich ruhenden Ausdruck, wie ich später auf dem entwickelten Bild feststellen konnte. Mein Bruder hingegen, hatte ein bemühtes Lachen aufgesetzt und durchgehalten.

In jedem Fall, war das das letzte Foto, das mein Vater in seinem Leben gemacht hat. Denn am nächsten Morgen fanden wir ihn tot in seinem Bett. Der Arzt stellte als Todesursache ein Herzversagen fest, dass ihn wohl eine Stunde nach Mitternacht ereilt hatte.“

Jedes Wort, das sie sprach, nahm ich in ehrlicher Anteilnahme auf, als wäre es ein kostbarer, zerbrechlicher Schatz. Sie vertraute mir.

Ich erzählte von meiner Arbeit im Büro und von dem Haus, in dem ich wohnte. Wir sprachen dann noch über verschiedene Dinge, einen Film, den sie vor kurzem gesehen hatte, einen Sänger, der uns beiden gefiel und über ihre Vorliebe für Vanilleeis. Unsere Gläser waren fast leer und wir schwiegen für einen Moment. „Wenn es sein muss, dann würde ich mein Leben lang mit dir durch deine Sumpflandschaft stapfen“, sagte ich. „Auch dann, wenn es keinen Ausweg daraus gibt.“

Wir stiegen noch einmal die Stufen hinab und tanzten noch einmal eine gute Stunde. Schließlich verließen wir das Lokal. Sie entschuldigte sich dafür, dass sie schon recht müde war, sie hätte einige Zeit lang nicht gut geschlafen. Ich fühlte mich allen Dingen enthoben.

„Wenn ich mit dir zusammen sein kann, dann bin ich glücklich“, sagte ich.

Sie kramte aus ihrem Portemonnaie ein Passfoto heraus. Auf die Rückseite schrieb sie ihre Mobilfunknummer, sowie ihre Adresse. Sie reichte es mir. Das Bild war vollkommen sachlich. Kühl blickte sie in Richtung der Kamera, das Kinn leicht gehoben. Ihre Haare waren zurückgebunden. Gerne hätte ich ihr auch ein Foto von mir geschenkt, aber ich besaß keines. Ehe wir uns verabschiedeten, vereinbarten wir, dass wir uns am Montag treffen wollten, am Flusslauf, da wo die Sonne in den grünen Blättern der hoch gewachsenen Bäume spielt. Nach der Arbeit am Abend würde ich dort auf sie warten. Ich wollte sie eigentlich schon früher wiedersehen, mich am liebsten überhaupt nicht von ihr verabschieden, aber sie meinte, sie verbringe den Sonntag immer gemeinsam mit ihrem Bruder und er lege auf diese Gewohnheit äußersten Wert und dulde da keine Ausnahme. Wir küssten uns, aber dann mussten wir doch voneinander lassen.

Es war spät geworden. Ich ging alleine durch die Straßen der Stadt und wusste, dass dieser Tag der entscheidende in meinem Leben sein würde. Noch Jahrzehnte später würde ich zurückdenken an das Lokal im Keller, an Ruth in meinen Armen und das warme, angenehme Gefühl in meinem Herzen. Ich vermisse sie schon nach einer Viertelstunde.



Im Laufe des Sonntags nahm ich des Öfteren das Bild von ihr und betrachtete es minutenlang. Ich war versucht ihre Nummer zu wählen, um ihre Stimme zu hören, doch ich zügelte mich. Einen Tag könnte ich ja warten. Sie sollte nicht denken, ich könne gar nicht ohne sie leben, auch wenn das mittlerweile wahrscheinlich der Wahrheit entsprach, dachte ich. Schließlich fuhr ich mit der Bahn aus der Stadt hinaus und spazierte zum See. Es war angenehm warm und ich schwamm bestimmt über einen Kilometer. An den Ufern spielten die Kinder. Ihr Schreien, Toben und Lärmen lag wie ein seltsamer Singsang über dem Wasser. Ich trocknete mich in der Sonne. Einige Teenager betranken sich schon am Nachmittag und lagen im Schatten eines großen Baumes, etwas abseits. Man konnte das Stampfen ihrer Musik hören.

Am Abend kam David bei mir vorbei. Er war zwei Wochen im Urlaub gewesen und war braun gebrannt. Ich zeigte ihm das Bild von Ruth. Sie erinnere ihn an eine Statue, vielleicht ein Marmorbild. Sie trage durchaus schöne Züge, aber sie wirke doch auch etwas kalt.

„Das liegt daran, dass das ein Passfoto ist. Jeder wirkt wie ein lebloser Steinklotz auf diesen Bildern. Sie ist eine wunderbare Frau. Ich denke, ich werde sie immer lieben.“ David freute sich für mich, dass ich ihr wieder begegnet war und dass sie mich allem Anschein nach auch mochte. Dennoch konnte er es sich nicht verkneifen, darauf hinzuweisen, dass es ewige Liebe nach seinem Dafürhalten nicht gäbe und ich erst einmal abwarten solle, ob ich sie in zwei Wochen noch liebte. Es fiel mir leicht, meinen Zorn über diese Äußerungen zu unterdrücken. Er tat mir fast ein wenig leid, denn er hatte ganz sicher noch nie in seinem Leben eine solche Liebe empfunden. Sonst hätte er mich verstanden.

Der Montag im Büro war nur insofern wichtig, als dass ich im Anschluss daran Ruth treffen würde. Ich erledigte meine Aufgaben routiniert und war doch längst in Gedanken bei ihr. Sie war die Frau, mit der ich den Rest meines Lebens verbringen wollte. Für mich war sie das schönste Glücksversprechen, das man sich nur vorstellen kann, das große Los und mein ganz persönlicher Hauptgewinn. Ich konnte pünktlich Schluss machen und eilte auf direktem Weg hinunter zum Fluss, an unseren vereinbarten Treffpunkt. Sie war noch nicht zu sehen. Gemächlich begann ich auf und ab zu schreiten. Am Himmel zogen wild zerzauste Wolken, doch immer wieder fanden Sonnenstrahlen ihren Weg hindurch. Ein flauer Wind bewegte

die Äste und Zweige der hohen Bäume und ihre Schatten auf dem Erdboden. Ich sah mich immer wieder um, allerdings in völliger Gelassenheit, denn dass sie bald auftauchen würde, war vollkommen sicher. Ich hoffte, dass es ihr ähnlich ergangen war wie mir in den letzten achtundvierzig Stunden und dass sie eine ebensolche Sehnsucht verspürte, wie ich. Ein paar Spaziergänger kamen vorbei. Eine ältere Dame mit einem Pudel an der Leine, zwei Schülerinnen, die die Köpfe zusammensteckten und laut kicherten, ein junger Mann in einem schwarzen Polohemd, der sehr schnell ging und dabei einen eigentümlich ernsten Gesichtsausdruck zeigte. An einem Baum hing ein Zettel, auf dem stand, dass eine Katze namens Kleopatra vermisst wurde. Es war auch ein Bild abgedruckt. Ich machte kehrt und ging wieder zurück. Auf der Parkbank in der Sonne, auf der ich schon oft gesessen und auf Ruth gewartet hatte, saß eine Frau in einem schwarzen Kleid mit grünen Verzierungen. Sie saß ganz am Rand und ich beschloss, mich auf die andere Hälfte der Bank zu setzen. Die Frau reagierte nicht, als ich mich niederließ. Ich erkannte nun, dass sie gedankenverloren auf das Wasser starrte. Ihre Hände hatte sie gegeneinander gepresst und hielt sie in ihrem Schoß. Es sah fast so aus, als ob sie betete. Allerdings fehlte die Ruhe und Gelassenheit. Ihr Ausdruck war von innerer Anspannung gezeichnet und ihre Körperhaltung machte einen verkrampften Eindruck. Ich sah mich wieder nach Ruth um. Sie war noch immer nicht in Sicht.

Plötzlich zuckte die Frau neben mir auf der Bank zusammen. Sie bemerkte mich und sogleich verfinsterte sich ihr Blick. Genervt stand sie auf. „Da geht man runter zum Fluss um allein sein zu können. Damit mal Ruhe ist. Und dann kommen laufend Leute vorbei. Das ist meine Bank. Hier sitze ich immer, wenn ich am Fluss bin. Und ich komme extra hierher, damit ich alleine bin.“ Ich verstand, dass sie mir einen Vorwurf machte und bot daher gleich an, die Bank wieder zu verlassen. Es sei mir nicht wichtig hier zu sitzen, ich könne auch dort hinten im Stehen warten, wenn ihr das lieber sei. Doch sie war nicht mehr zu beruhigen. „Die Leute kommen hierher an den Fluss, immer mehr von ihnen. Man kann gar nicht mehr allein sein hier. In Gedanken bin ich gerade mit der Strömung geschwommen und weggeflossen und dann kommen sie und nehmen mir diesen angenehmen Traum. Was sind Sie nur für ein Mensch? Kommen hierher an den Fluss und setzen sich auf meine Bank, auf der ich alleine sein will.“ Ich war nun etwas brüskiert, ob der Schärfe des Angriffs, versuchte aber trotzdem ruhig zu bleiben. „Ich warte doch nur auf jemanden. Woher

hätte ich denn wissen sollen, dass das ihre Bank ist?“ Sie reagierte gar nicht mehr auf meine Worte, so als ob sie sie gar nicht gehört hatte. Sie ging ganz einfach, fuchtelte dabei noch immer ganz aufgewühlt mit den Armen in der Luft herum und schimpfte vor sich hin. Das war ein ziemlich komischer Anblick und ich lächelte still in mich hinein. Bald war sie verschwunden und es war wieder Ruhe.

Wenn die Sonne gerade zu sehen war, dann funkelte das Wasser des Flusslaufs. Ich blickte nun selbst hinaus auf die Strömung, doch wollte ich nicht mehr länger allein sein. Ruth musste jeden Moment da sein. Ich holte noch einmal ihr Passfoto aus dem Portemonnaie. Da entdeckte ich es. Auf dem Boden, etwas neben der Bank, auf der ich saß, lag im Gras ein roter Handschuh. Ich erkannte ihn sofort wieder. Es war einer der Handschuhe, die monatelang immer wieder in meinen Gedanken aufgetaucht waren. Diese roten Handschuhe, die Ruth trug, als ich sie zum ersten Mal getroffen hatte. Und wieder sah ich vor meinem inneren Auge, wie sie sie auszog, um mir die Hand zu reichen. Ich war nun verwirrt. Wie kam dieser Handschuh hierher? Es war Sommer und kein Mensch trug Handschuhe. Und dass er hier lag, an dieser Stelle, das konnte doch kein Zufall sein. Ich hob ihn auf und betrachtete ihn genauer. Ein roter Handschuh, in tadellosem Zustand. Ein Logo eingestickt auf der Oberseite, eine Art Kreuz, oder ein X. Ansonsten nichts Außergewöhnliches zu erkennen. Ich drehte ihn von innen nach außen, aber auch dabei machte ich keine neue Entdeckung. Was hatte das zu bedeuten? War das ein Zeichen? Ich steckte den Handschuh ein und stand auf. Wieder begann ich auf und ab zu gehen, nun aber wesentlich nervöser. Ruth war immer noch nicht gekommen. Ich zückte mein Mobiltelefon und wählte ihre Nummer. Atemlos wartete ich darauf, dass sie abnahm. Sie nahm nicht ab. Ich wurde auf ihre Mailbox verwiesen. Wo war Ruth? Sie hätte längst hier sein müssen. Warum nahm sie meinen Anruf nicht an? Und warum lag einer ihrer Handschuhe hier im Gras? Ich wurde immer unruhiger, ging immer schneller hin und her und ließ meinen Blick ganz aufgeregt umherschweifen. War das übertriebene Panik? Wahrscheinlich. Wahrscheinlich gehörte ihr der Handschuh gar nicht und sie war eben noch aufgehalten worden. Sie hatte die Straßenbahn verpasst, sie hatte das Klingeln ihres Handys nicht bemerkt. Bestimmt würde sie bald da sein. Ich müsste nur lange genug warten, dann würde sie bestimmt erscheinen. Auch wenn ich versuchte mich zu beruhigen, so sprang mein Herz doch laut pumpend in meinem Brustkorb. Alleine die Möglichkeit, dass

Ruth nicht erscheinen könnte, versetzte mich in Aufregung. Denn eine gewöhnliche Erklärung dafür könnte es nicht geben. Vielleicht war ja ein Verbrechen an ihr geschehen? Weiter wollte ich nicht denken. Ein Fahrradfahrer kam den Weg entlang. Ich hielt ihn auf und zeigte ihm Ruths Bild, wollte wissen, ob er sie gesehen habe. Er verneinte und fuhr weiter.

Was, wenn Ruth unser Treffen vergessen hatte? Wenn es ihr egal war, dass ich hier stand und auf sie wartete? Aber wir waren doch ineinander verliebt. Sie in mich, ebenso wie ich in sie. Es gab keine Erklärung. Ich müsste am Ende womöglich die Polizei einschalten. Ich sagte mir, ich müsse noch eine halbe Stunde warten, ehe ich an weitere Schritte denken sollte. Zutiefst beunruhigt wartete ich ab. Mein Magen begann, sich in Krämpfen zusammenzuziehen. Ich hatte das unangenehme Gefühl von leichtem Schwindel. Ruth kam nicht.

Nachdem ich insgesamt über eine Stunde gewartet hatte, beschloss ich, zu Ruths Adresse zu fahren, die sie mir auf ihr Passfoto geschrieben hatte. Dann würde sich alles aufklären. Eiligen Schrittes ging ich zu meinem Auto. Die Adresse lag im Süd-Osten der Stadt, ein ganzes Stück außerhalb des Zentrums. Ich kannte mich dort schlecht aus, aber mein Navigationssystem leitete mich sicher durch die Straßen. Schließlich parkte ich den Wagen und begann Ruths Haus zu suchen. In diesem Straßenzug standen vorwiegend kleine Einfamilienhäuser aus dem letzten Jahrhundert. Die meisten waren in langweiligen, dunklen Gelbtönen, blassen Grüntönen oder schlichtem Grau gestrichen. Zu jedem Haus gehörte eine Garage, sowie ein kleiner Garten, umgeben von einem hölzernen Scherenzaun, manchmal auch einer akkurat gestutzten Hecke. Ruths Haus machte da keine Ausnahme. Sie hatte mir ja erzählt, dass sie gemeinsam mit ihrem Bruder im Haus ihrer verstorbenen Eltern lebte. Ich klingelte an der Tür. Nach einem kurzen Moment des Wartens öffnete sich ein Fenster im ersten Stock. Ein Mann meines Alters, vielleicht etwas jünger, krauses, schwarzes Haar auf dem Kopf, streckte sein blasses Gesicht heraus. „Was wollen Sie?“, rief er mir leicht genervt zu.

„Ich suche Ihre Schwester“, antwortete ich.

„Die ist nicht da. Wer sind Sie überhaupt?“

„Ich war mit Ihrer Schwester verabredet und sie ist nicht erschienen. Allerdings habe ich einen Handschuh gefunden, von dem ich glaube, dass er ihr gehört. Ich mache mir Sorgen um sie.“

„Moment!“, brummte der Mann und schloss das Fenster. Einige Augenblicke später öffnete er mir die Haustüre und bat mich herein. Ich betrat zunächst eine Art Vorzimmer. An der rechten Wand stand ein Schrank aus dunklem Holz. Neben der Tür standen fein säuberlich aufgereiht einige Paar Schuhe. „Ich kenne Sie nicht. Was wollen Sie von meiner Schwester?“

„Vielleicht hat sie Ihnen ja von mir erzählt. Wir waren am Samstag gemeinsam tanzen und... nun ja... es ist so, dass wir uns lieben. Und heute wollten wir uns wiedersehen. Wir hatten einen Treffpunkt unten am Flusslauf vereinbart und ich habe weit über eine Stunde auf sie gewartet, doch sie ist nicht gekommen. Das ist mir völlig unbegreiflich. Ich hatte solche Sehnsucht, sie wiederzusehen. Ihr muss es sicherlich ganz ähnlich ergangen sein. Hat sie denn gar nichts erwähnt von uns?“

„Nein, kein Wort. Meine Schwester schien seit langer Zeit jedes Interesse an Männern verloren zu haben. Ich kann mich nicht erinnern, dass sie mir in den letzten Jahren einen vorgestellt hätte. Ich fand das eigentlich auch ganz gut so. Ich möchte nämlich gerne meine Ruhe haben. Ich habe ungern Menschen um mich. Meine Schwester ist eine Ausnahme. Sie ist etwas Besonderes.“

„Sie ist ein wunderbarer Mensch. Seit ich sie das erste Mal sah, bin ich fasziniert von ihr.“

„Ja, aber sie ist nicht da. Haben Sie versucht, sie auf dem Handy zu erreichen?“

„Ich habe es versucht, aber sie ist nicht rangegangen. Moment, ich versuche es nochmal.“

Ich zog mein Telefon aus der Tasche und wählte ihre Nummer. Ruths Bruder stand da, die Hände in die Taschen seiner grauen Jogginghose gesteckt, mich ansehend in der Erwartung meiner Reaktion. Wir waren völlig still. Man konnte im ganzen Zimmer laut den Freiton des Telefons hören.

„Ich höre etwas“, sagte er. „Hören Sie das auch? Das ist ihr Klingelton. Ich glaube das kommt von oben aus ihrem Zimmer.“

Ich lauschte in die Stille. Ja, ich konnte es auch hören. Er drehte sich um und ging zur Treppe, ich folgte ihm. Im Treppenhaus hingen an den Wänden zahlreiche Familienfotos von Kindern mit ihren Eltern, von Kindern mit Schultüten und in schönen Kleidern, auch einige alte Schwarz-Weiß Aufnahmen konnte ich im vorbeigehen erkennen, ein Brautpaar, vermutlich die Großelterngeneration.

Inzwischen war der Ton verstummt und ich war wieder auf die Mailbox verwiesen worden. Ich wählte von neuem Ruths Nummer. Wir betraten ihr Zimmer. Es war in

hellem weiß gestrichen, die Wände fast vollkommen leer. Links neben der Tür stand ein weißer Schrank mit Türen aus Milchglas, in der Zimmermitte ein großes Bett und am Fenster ein Schreibtisch, ebenfalls ganz hell und weiß lackiert. Darauf lag ein Mobiltelefon, das klingelte. „Das ist ihr Handy“, sagte ihr Bruder.

„Warum liegt es denn zu Hause? Sie muss es doch mitnehmen, wenn sie den ganzen Tag unterwegs ist.“

„Was weiß ich. Wahrscheinlich hat sie es heute eben vergessen. Kann ja mal vorkommen.“

„Ich habe ein ganz schlechtes Gefühl. Was, wenn ihr etwas passiert ist?“

Ihr Bruder sah mich mit einem Blick an, der verriet, dass es ihm missfiel, dass ich nun in Ruths Zimmer eingedrungen war und auch, dass ich überhaupt anwesend war. „Was soll ihr schon passiert sein? Sie...“

„Ist das nicht ihr Handschuh?“, unterbrach ich ihn und zog den roten Handschuh aus der Tasche. „Ich habe ihn am Fluss gefunden, da wo wir verabredet waren.“

Er nahm ihn mir aus der Hand, besah ihn genau von allen Seiten und sagte schließlich: „Das könnte ihrer sein. Sie hat solche Handschuhe. Aber was sollte sie heute mit einem Handschuh wollen? Es ist Hochsommer. Niemand braucht heute einen Handschuh.“ Er öffnete eine Schublade des Schranks. Darin lagen Wollsocken, Strickmützen und ein roter Handschuh. „Es ist nur noch einer da. Dann ist der hier der zweite. Es ist tatsächlich ihr Handschuh“, stellte er fest. „Das ist seltsam. Ich kann mir das nicht erklären.“

„Wir sollten die Polizei verständigen“, sagte ich.

„Ach Quatsch“, erwiderte Ruths Bruder. „Dazu besteht gar kein Anlass. Sie kommt manchmal Montagabends etwas später nach Hause, das ist kein Grund zur Panik. Gehen Sie nach Hause. Ich sage ihr, dass sie sich bei Ihnen melden soll, wenn sie wieder da ist.“

„Und was ist mit dem Handschuh? Das ist doch eigenartig. Und außerdem liebt sie mich. Sie wollte mich doch auch unbedingt sehen heute. Verstehen Sie doch! Wenn man jemanden derart liebt, dann kann es doch nichts auf der Welt geben, dass einen davon abhalten könnte, einander nahe zu sein.“

„Nun, vielleicht ist das mit Ihrer Liebe doch eine eher einseitige Angelegenheit.“

Ich war einen Moment aus der Fassung gebracht, angesichts dieser Vermutung. In was für einer seltsamen Situation ich mich hier doch befand. Für mich war vollkommen klar, dass Ruth mich liebte. Die Erinnerungen an unseren gemeinsamen

Samstagabend waren noch frisch. Ihr war bestimmt etwas zugestoßen. Ruths Bruder versuchte mich zum Gehen zu bewegen. „Fahren Sie nach Hause. Sie wird sich bei Ihnen melden. Ich schreibe zur Sicherheit auch gerne nochmal Ihre Nummer auf. Sie wird Sie anrufen, sobald sie hier ist.“

„Wir müssen zur Polizei fahren. Wir müssen eine Vermisstenmeldung machen. Damit man nach ihr suchen kann.“

„Unfug. Ich bin sicher, sie kommt bald nach Hause.“

„Kann ich vielleicht hier auf sie warten?“

Ihm gefiel diese Frage nicht. Er wollte mich wieder loswerden. Für ihn war ich nur ein Störenfried, ein Eindringling, der schnellstmöglich wieder verschwinden sollte.

„Gehen Sie doch einfach nach Hause und hören Sie auf, sich Sorgen zu machen.“

„Ich kann jetzt unmöglich nach Hause gehen. Ich kann gar nichts mehr tun, ehe sie nicht wieder da ist.“ Ich sah ihn bittend an.

„Na schön, dann kommen Sie eben mit ins Wohnzimmer und warten hier.“

Das Wohnzimmer war vermutlich der größte Raum im Haus. Es nahm den Großteil des Erdgeschosses ein. Es gab eine Sitzgruppe, um den Fernseher herum und außerdem einen runden Esstisch mit vier Stühlen und einer altmodisch karierten Tischdecke. Die Küche war gleich nebenan. Ruths Bruder brachte mir ein Glas Wasser und ich setzte mich an den Tisch. Ich machte wohl einen glaubhaft aufgewühlten Eindruck auf ihn, denn er begann nun ein wenig freundlicher und mitfühlender zu werden. „Ich wollte nicht unhöflich sein und Sie wegschicken. Ich glaube nur, dass gar kein Grund zur Panik besteht. Sie wird bald hier sein. Meine Schwester ist ja alt genug, um auf sich selbst aufzupassen. Wir teilen uns nicht immer mit, wann wir wo hingehen und wann wir heimkehren. Das ist alles ganz normal.“

Ich kämpfte innerlich gegen dieses überwältigende Gefühl einer dunklen Vorahnung an, dass sich in mir ausbreitete. Mir war nicht wohl. Das Gefühl, nichts zu unternehmen, und gleichzeitig die tiefe Sorge, das passte nicht zusammen. Und doch gab es ja immer noch die Möglichkeit, dass er Recht hatte. Dass ich mich unnötigerweise in diese Sorgen hineinsteigerte. Bei ruhigem Nachdenken könnte man sicherlich Gründe finden, warum Ruth nicht zu unserem Treffen gekommen war oder warum sie noch nicht zu Hause war. Ich versuchte mich zu beruhigen, stellte dabei fest, dass meine Hände schon zitterten.

„Man muss doch jemanden anrufen können! Einen Arbeitskollegen oder eine Freundin. Dann wissen wir Bescheid, was mit ihr ist.“

„Ich kann doch nicht gleich alle Bekannten durchtelefonieren, nur weil meine Schwester zwei Stunden lang irgendwohin geht, ohne mir etwas davon zu sagen. Sie wird sicher bald kommen.“

„Ich kann hier aber nicht länger untätig herumsitzen. Bitte!“

Ihr Bruder war von meinem, aus seiner Sicht, weitestgehend irrationalen Aktionismus genervt, ließ sich aber dann doch überreden, es bei einer Arbeitskollegin zu versuchen. So erfuhr ich, dass Ruth heute zu ihrer regulären Arbeitszeit im Krankenhaus erschienen war, in der Mittagspause einen Salat mit Putenbruststreifen und einen Teller rote Grütze gegessen und schließlich, etwas früher als sonst, zum Feierabend gut gelaunt das Gebäude verlassen hatte. Sie sei heute damit betraut gewesen, die Statistiken der Palliativstation zu aktualisieren und darüber hätte sie auch beim Mittagessen geredet. Sonst gab es nichts. Ihr Bruder meinte, das wäre also alles ganz normal und ich solle aufhören, mir Sorgen zu machen.

Das Gegenteil war der Fall.

„Wenn deine Schwester pünktlich und gut gelaunt Feierabend gemacht hat, dann kann es keine Erklärung dafür geben, dass sie nicht beim vereinbarten Treffpunkt war. Es muss etwas passiert sein. Jemand hat ihr Gewalt angetan. Ihr Handschuh war ja da. Sie war also auch da. Und dann ist sie verschwunden, obwohl sie doch auf mich gewartet hat. Es gibt nichts auf der Welt, dass das auf eine harmlose Weise erklärt. Oh ja, ich mache mir große Sorgen.“

„Man muss ja nicht gleich vom Schlimmsten ausgehen. Ich sehe ja, dass Sie in meine Schwester ganz furchtbar verschossen sind und dass Sie deshalb ganz aufgeregt sind, wie so ein Teenagermädchen. Aber das trübt Ihren Blick doch erheblich. Vielleicht war es ja auch so, dass sie tatsächlich am Fluss war und auf Sie gewartet hat. Den Handschuh hat sie dabei verloren, ganz unabsichtlich. Aber dann ist ihr klar geworden, dass sie Sie doch nicht sehen will. Ich sagte es Ihnen bereits. Sie war schon lange alleine und mir gegenüber hat sie in der Vergangenheit oft betont, dass sie nicht unbedingt die Absicht habe, etwas an diesem Zustand zu ändern. Vielleicht wurde ihr das einfach klar und sie hatte aber gleichzeitig auch nicht die Kraft, Ihnen das zu sagen und so hat sie den Ort verlassen. Vielleicht ist sie, um sich abzulenken, ins Kino gegangen oder sonst wohin. Und nachher kommt sie nach Hause und findet Sie hier und kommt dadurch in eine ganz unangenehme Situation



und ich bin dann auch noch daran schuld, weil ich Sie hier hereingelassen habe und...“

„Nein!“, unterbrach ich ihn. „Das ist doch völlig unmöglich. Wenn du wüsstest, wie wir uns Samstagabend geküsst haben, wie wir beide gespürt haben, dass diese Begegnung alles ändern wird, wie wir uns vertraut haben, weil wir wussten, dass es keine Angst und keine Sorgen mehr geben muss, wenn wir nur zusammen sein können, wenn du das wüsstest, dann könntest du so eine Theorie niemals aufstellen. Sie liebt mich und sie wollte mich sehen. Hier ist etwas ganz Schreckliches geschehen. Daran besteht gar kein Zweifel. Keinen Moment länger werde ich hier warten und nichts tun. Ich fahre jetzt augenblicklich zur Polizei.“

„Ich werde hier bleiben und warten. Fahren Sie nur. Ich bin sicher, das klärt sich am Ende alles auf.“

Ich ging. Ruths Bruder war es sichtlich recht, dass ich ihn nun wieder alleine ließ. Ich sei aufgeregt wie ein Teenagermädchen hatte er gesagt. Das war zum einen sexistisch, denn es gibt ja auch aufgeregte Teenagerjungs und zum andern war es in der jetzigen Situation vor allen Dingen eines: verharmlosend. Ich war in eine innere Panik ausgebrochen. Während ich zum Auto ging, drehten meine Gedanken sich rasend schnell um tausend Vermutungen. Schlimme Vermutungen, dunkle Befürchtungen über Ruths Schicksal. Zu diesem Zeitpunkt hatte ich die Ahnung, dass es nie wieder gut werden würde. Etwas in mir war gekippt. Ruth war verschwunden. Und was, wenn sie nie mehr wieder auftauchte? Wie sollte ich leben ohne sie? Jetzt, da ich sie kannte, geküsst hatte und wusste wer sie war und immer wieder ihr Bild vor mir sah, da war es unmöglich, das alles auszulöschen. Wenn einem Menschen ein lebenswichtiges Organ genommen wird, dann stirbt er. Es hätte mich nicht überrascht, wenn ich im nächsten Augenblick tot zusammengebrochen wäre. Aber stattdessen stieg ich ins Auto und machte mich auf den Weg zur Polizei.

Die nächste Polizeidienststelle war keine zwei Kilometer entfernt. Der größte Teil der Strecke führte an einer zweispurigen Hauptstraße entlang, einer schmucklosen Verkehrsader, an deren Rand sich zu beiden Seiten hauptsächlich eckige, graue Wohnhäuser mit vier oder fünf Stockwerken reihten. Dazwischen immer mal wieder ein Supermarkt, ein Getränkefachhandel und ähnliches. Ich parkte an der Straße, unweit einer Kreuzung. Im Eckhaus befand sich die Polizeistation. Als ich sie betrat, sah ich, an einem Schalter sitzend, einen Beamten in Uniform, ein paar Meter

dahinter, auf der linken Seite, eine offene Tür, durch die man in einen weiteren Raum sehen konnte. Darin saßen sich, an einem Schreibtisch, ein Polizist und ein junger Mann meines Alters gegenüber. Sie waren in ein Gespräch vertieft. Direkt zu meiner linken standen ein paar Stühle, an der Wand darüber einige Plakate die für Fahrsicherheit warben. Ich wartete nicht, bis der Mann hinter dem Schalter mich zu sich heranwinkte, sondern trat direkt vor.

„Ich möchte eine Vermisstenanzeige aufgeben. Es ist dringend. Ich vermute, dass ein Gewaltverbrechen vorgefallen ist. Es handelt sich um diese Frau.“ Ich kramte in meiner Tasche und zog Ruths Passfoto hervor, wobei ich schon wieder zitterte. „Sie ist verschwunden.“

Der Beamte musterte einen Moment lang das Foto. Dann bat er mich, Platz zu nehmen, mit dem Hinweis, dass sein Kollege sich gleich um mich kümmern würde. Ich setzte mich. Es war still im Raum. Der Beamte am Empfang tätigte hin und wieder Eingaben an seinem Computer, sonst war Ruhe. Der Verkehr von der Hauptstraße her, war kaum zu vernehmen. In mir dagegen herrschte nach wie vor große Aufregung. Ich fühlte mich nicht ernst genommen in meinem Anliegen. Ich sollte mich setzen und warten. Ja, war das denn eine adäquate Antwort auf das, was ich vorgebracht hatte? Dieser Polizist war ein unsensibler, in seiner Dienstroutine aufgehender, nutzloser Idiot. So fühlte ich zumindest in diesem Moment. Aber es half ja nichts. Ich musste Ruths Verschwinden melden. Einen Moment lang atmete ich durch. Jetzt konnte ich die Stimmen im Nachbarraum hören. Von meinem Platz aus gelang es mir nicht, in das Zimmer hineinzusehen, aber ich konnte dennoch die beiden Stimmen leicht zuordnen. Es sprach der Polizist: „Sie haben doch getrunken. Wollen Sie Ihre Aussage nicht besser in nüchternem Zustand machen?“

„Nur ein paar Bier...Es ist wichtig. Ich muss jetzt reden.“

„Na, schön, es geht also um Ihre vermisste Frau. Sie sagten, Sie könnten Licht in die Angelegenheit bringen, also gut. Na dann, beginnen Sie mit Ihrer Aussage!“

„Sie glauben, meine Frau ist verschwunden, das ist sie aber nicht. Sie ist gar nicht verschwunden.“

„Sie ist gar nicht verschwunden? Nun, was wir wissen ist folgendes: Ihr Schwiegervater hat seine Tochter vor zehn Tagen als vermisst gemeldet. Sie war zu diesem Zeitpunkt im fünften Monat schwanger, weswegen er besonders besorgt um sie war. Zuletzt gesehen wurde sie am Donnerstag zuvor von Ihnen, am Morgen,

bevor Sie zur Arbeit gegangen waren. Zumindest haben Sie uns das so gesagt.

Wollen Sie also an ihren vorherigen Aussagen etwas ändern?“

„Ja. Ich will was ändern. Es ist anders, wie sie denken. Jetzt muss die Wahrheit halt doch auch raus, weil sonst isses ja auch nicht gut. Also, so, wie es jetzt is...An dem Tag bin ich abends nach Hause gekommen, da war sie noch da.“

„An diesem Donnerstag vor zehn Tagen?“

„Genau. Sie war zu Hause. Sie war im Wohnzimmer. Also eigentlich war sie doch schon immer eine blöde Kuh. In jedem Fall, also sie war im Wohnzimmer auf der Couch. Ich komme so rein, habe den ganzen Tag gearbeitet, geh so zu ihr hin und will sie küssen und ein bisschen ihre Titten begrapschen, da sagt sie nein. Nein sagt se. Und da sagt sie dann noch, dass wir mal reden müssen, weil sie hat sich so Gedanken gemacht. Oh nee, denk ich so. Das brauchste jetzt nicht. Und sag halt so zu ihr, sie soll mir mal Abendbrot herrichten. Ich hatte nen ordentlichen Hunger und war völlig am Ende von der Arbeit. Ich arbeite gerade auf Baustelle. Und da tickt die mit einem Mal aus und schreit rum, ich soll mir mein beschissenes Abendbrot doch selber schmieren. Und dann noch, dass sie das Kind nicht mehr haben will, weil es von mir is und sie mich nicht mehr lieben tät. „Na dass fällt dir ja früh ein“, sag ich. Und da fängt sie wieder zu schreien an und da schrei ich halt zurück und es gibt halt einen richtigen Streit.“

„Und da ist sie dann weggelaufen?“

„Ja, nee. Sie wollte.“

„Aber?“

„Na, sie is halt nicht weit gekommen. Ich hab sie mit einem Hammer geschlagen, den hab ich immer bei mir, wenn ich in Arbeitsmontur bin. Voll auf den Schädel, immer wieder, bis sie endlich die Klappe gehalten hat. Und dann war se halt tot. Dann hab ich sie in die Badewanne gelegt und da hab ich erst gemerkt, was für ne Scheiße ich da gebaut hab. Ich hab gleich gesehen, dass ich da nicht mehr so leicht rauskomme. Dann hatte ich die Idee, dass sie weg muss. Da hab ich sie in kleine Stücke zersägt und dann nachts hab ich sie unter dem Rosenbusch hinter dem Haus vergraben. So war das. Das ist die Wahrheit. Nehmen Sie mich fest Herr Wachtmeister. Ich hab meine Frau umgelegt. Deshalb ist die auch nicht mehr aufgetaucht. Da hätten sie lang suchen können. Aber es ist halt doch auch nicht gut gewesen so. Ich komm immer vorbei an den Rosen und da denk ich dann wieder an sie und dann denk ich, dass es doch einfach beschissen ist, dass es so gekommen ist.“

Was ich da gehört hatte, entsetzte mich zutiefst. Natürlich verband ich diese Geschichte gleich mit Ruths Verschwinden. Bei dem Gedanken, dass jemand Ruth zerstückelte und unter einem Busch vergrub, wurde mir übel. Der geständige Delinquent wurde abgeführt. Als er an mir vorüber ging, sah ich seinem Blick an, dass er wohl schon mehr als ein paar Bier getrunken hatte. Wahrscheinlich würde er sich am nächsten Tag in einer Zelle wiederfinden, ohne zu wissen, wie er sich am Abend zuvor in die selbige hineingeredet hatte. Es gibt viele Menschen, die dazu in der Lage sind, böses zu tun. Personen von zweifelhafter moralischer Integrität, die in ihren schlimmsten Momenten völlig unberechenbar sind. Was, wenn Ruth die Begegnung eines solchen Menschen gemacht hatte? Es sah doch alles danach aus. Vielleicht war sie schon längst tot? Ich schwor mir, dass ich nicht aufgeben würde, niemals, so lange noch eine Chance bestand, für eine Wiederkehr Ruths, für unsere Zukunft, für ein Happy End.

Ich war müde, als ich die Polizeiwache wieder verließ. Ich hatte präzise Angaben gemacht, der Beamte hatte Ruths Foto gescannt und ins System eingespeist. Er hatte ein Protokoll meiner umfassenden Aussage angefertigt. Meine Befürchtungen beschwichtigte er mit einer Statistik, wonach sich die meisten solcher Vermisstenfälle ohne größere Probleme auflösen würden, was aber nun auch nicht bedeuten sollte, dass sie diese Anzeigen nicht mit vollem Ernst und der gebotenen Sorgfalt und Dringlichkeit behandeln würden. Zwar war ich nun nicht mehr alleine bei meiner Suche, aber ich traute der Polizei nicht recht zu, in Ruths Fall eine tatsächliche Hilfe zu sein. Auf der Heimfahrt wählte ich noch einmal Ruths Handynummer. Ihr Bruder nahm ab. Er hatte nichts von ihr gehört. Sie blieb verschwunden.

Seit Tagen irre ich durch die Straßen der Stadt, auf der Suche nach ihr. Vom Nordbahnhof bis zum Südgelände, von der Weststadt bis zum östlichen Bergpark. Die Sonne brennt, der Regen fällt im ungebremsten Sommergewitter. Ich frage jeden, der an mir vorbeigeht, halte ihm ein Bild von ihr hin. Hast du diese Frau gesehen? Manch einer hält inne in seinem Lauf, schaut mir in die traurigen Augen. Doch keiner nickt, keiner kennt sie. Wer hat sie gesehen? Wo ist sie gewesen? Am Abend hole ich mir ein Bier und warte den Sonnenuntergang hinter den Bahngleisen an der Kreuzung ab. Dann gehe ich im schwachen, orangefarbenen Licht der Straßenlaternen nach Hause. Die Nacht vor meinem Fenster ist finsterschwarz und jeden Tag starre ich länger hinaus. Mein Blick geht ins Nichts, meine Seele stolpert verlassen und isoliert ihre Runden, angetrieben von meinem Herzschlag, der zu meiner eigenen Überraschung anhält.

Ich war seit dem Tag, an dem Ruth verschwunden war, nicht mehr im Büro. Am Telefon bat ich meinen Chef um zunächst einmal zwei Wochen Urlaub, die er mir gewährte, als ich von „schrecklichen Ereignissen im privaten Umfeld“ sprach. Jede Minute beschäftige ich mich seitdem mit der Suche. Ich habe zu Beginn einen Steckbrief angefertigt. Es sind darauf alle wichtigen Informationen zu Ruths Verschwinden untergebracht. Angaben zu ihrer äußeren Erscheinung, eine versuchte Rekonstruktion ihrer letzten Stunden, das Foto von ihr, sowie meine Kontaktdaten und die der Polizei. Ich habe diesen Steckbrief tausendfach kopiert und an fast jeder Fußgängerampel, an jedem Laternenmasten, an Plakatwänden und an Geschäften in der ganzen Stadt aufgehängt. Es ist mittlerweile praktisch völlig unmöglich, sich in der Stadt zu bewegen, ohne mit Ruths Verschwinden konfrontiert zu werden.

Bislang sind ganze drei Hinweise bei mir eingegangen. Der erste kam am späten Mittwochabend. Ein älterer Herr mit einer dünnen, zerbrechlichen Stimme rief mich an. Er sei am Montag in der Stadt unterwegs gewesen. In einem Feinkostladen habe er eine Frau gesehen, die auf die Beschreibung passe und auch so ähnlich ausgesehen habe, wie auf dem Foto. Sie sei vor ihm an der Reihe gewesen und hätte an der Theke drei Kilogramm Käse am Stück bestellt. An die genaue Sorte könne er sich nicht mehr erinnern, es sei aber ein Käse mit großen, runden Löchern gewesen. Mehr wisse er auch nicht, das Gedächtnis werde mit dem Alter nun ja auch nicht besser und er habe sich das alles auch nur deshalb gemerkt, weil er es

ungewöhnlich fand, dass jemand so ein großes Stück Käse gekauft habe. Die Dame habe dann bezahlt und als er selbst das Geschäft verlassen habe, sei sie bereits außer Sichtweite gewesen. Er selbst habe sich einen Lachs, hundert Gramm von der feinen Pfeffersalami, sowie ein Glas von dem vorzüglichen Bärlauchpesto gekauft. Er hoffe sehr, dass mir das weiterhelfe, sagte er noch. Meine Recherchen zu diesen Informationen ergaben nichts. Die Verkäuferin konnte sich weder an den alten Mann, noch an Ruth erinnern.

Der zweite Hinweis kam per E-Mail. Eine Frau behauptete, sie habe Ruth gesehen und zwar am Dienstag. Sie habe zum Fenster im Erdgeschoss hinausgeschaut und da sei Ruth vorbeigekommen. Das habe sie sich gemerkt, denn in diesem Innenhof bewegten sich sonst immer nur einige wenige Menschen. Ruth hätte ihr sogar zugewunken. Und in dem Moment sei ein Arzt in ihr Zimmer getreten und habe ihr eröffnet, dass sie am Mittwoch nach Hause gehen könne. Ich vereinbarte mit der Zeugin, dass ich sie am Freitag besuchen kommen würde, um weitere Fragen zu stellen.

Inzwischen kam am Donnerstag der dritte Hinweis. Es handelte sich dabei um einen Anruf von einem Jugendfreund Ruths. Er sei mit ihr zur Schule gegangen und hätte sie immer gern gehabt. Seit Jahren habe er sie aber nicht mehr gesehen. Der Kontakt wäre leider völlig abgebrochen, wie das eben so sei, mit der Zeit. Er hätte sich ja als Ingenieur selbstständig gemacht und dann viele Jahre insbesondere an der Entwicklung neuer Maschinen zur Herstellung von Butterkeksen gearbeitet und das habe seine ganze Aufmerksamkeit erfordert. Aber am Mittwoch, da sei er in der Stadt gewesen. Und an einer Straßenbahnhaltestelle, da habe er sie gesehen. Aus der Entfernung einiger Meter zwar, aber er sei sich doch ziemlich sicher, dass sie es gewesen sei. Allerdings hätte sie eine andere Haarfarbe gehabt als zu Schulzeiten. Und dann sei sie eingestiegen in die Bahn, aus der er gerade ausgestiegen war und es hätte keine Möglichkeit gegeben sich zu unterhalten. Erst als die Bahn abgefahren war, habe er dann an einer Ampel den Steckbrief gesehen. Das Bild darauf sei aber wohl auch schon älter, denn darauf hätte sie ja noch ihre natürliche Haarfarbe. Er nannte mir dann noch das Fahrtziel der Straßenbahn und wünschte mir viel Glück bei der Suche.

Am Donnerstagnachmittag fuhr ich jede Haltestelle der besagten Straßenbahnlinie ab, hängte nochmals einige zusätzliche Steckbriefe auf, fragte Passanten und sah mich gründlich um. Doch auch dieser Hinweis brachte keine neue Spur.

Ich bekam noch ungefähr ein Dutzend weiterer Anrufe, hauptsächlich von neugierigen Menschen, die die Geschichte hinter dem Steckbrief interessierte und alles Mögliche wissen wollten. Ich beendete diese Konversationen immer so schnell es ging und gab nur wenig preis. Ein junger Mann meldete sich noch, der nicht viel mehr sagte, als dass er mir bei meiner Suche alles Gute wünsche, aber leider nicht weiterhelfen könne. Er habe die Frau auf dem Bild noch nie gesehen, was er durchaus bedauere.

Ich erkundigte mich unterdessen natürlich mehrmals täglich bei der Polizei, ob neue Informationen eingegangen waren. Es gab zwar auch hier ein paar Hinweise, aber es hatte sich noch keine konkretere Spur ergeben.

Mein täglicher Anruf bei Ruths Bruder führte letztendlich auch zu nichts. Er wurde von Tag zu Tag kurzsilbiger. Er konnte die Ernsthaftigkeit der Lage nun nicht mehr leugnen und musste selbst gegen die Verzweiflung ankämpfen.

Im Krankenhaus vermisste man Ruth auch. Sie war nicht mehr zur Arbeit erschienen und die Nachricht von ihrem Verschwinden beunruhigte ihre Kollegen. Es gab aber auch hier keinen Anhaltspunkt für weitere Nachforschungen.

Blieb mir also vorerst nur der zweite Hinweis.

Wie verabredet, besuchte ich am Freitagnachmittag die Zeugin, die Ruth in einem Innenhof des Krankenhauses gesehen haben wollte. Sie lebte in einer kleinen Einzimmerwohnung im Hochparterre eines heruntergekommenen Hauses im Nordwesten der Stadt. Sie öffnete mir die Tür und bat mich herein. Es gab wenig freien Raum in der Wohnung. Die Wände waren alle bis obenhin zugestellt mit Schränken und Regalen. Auf dem Fußboden verstreut lagen Kleidungsstücke und Plastiktüten. In einem Eck des Zimmers standen zwei Stühle. Der eine ein roter Klappstuhl aus Plastik, auf dem ein graues Kissen lag, der andere ein schönes, antikes Möbelstück aus dunklem Holz, das allerdings einige Macken aufwies, die man schon auf den ersten Blick deutlich erkennen konnte. Die Frau trug ein Sommerkleid in einem unangenehmen Gelbton, das an den Ärmeln und im Brustbereich mit einem roten Stickmuster verziert war. Ich schätzte ihr Alter auf knappe fünfzig Jahre. Ihre Haut war rot von Sonnenbrand. Sie bot mir den Klappstuhl an und setzte sich mir gegenüber. Ihr Blick glitt ruhig an mir hinauf und herab.

„Sie haben mir geschrieben, dass Sie diese Frau gesehen haben. Sehen Sie sich das Bild noch einmal an. Sind Sie sicher, dass sie es war?“

Sie beugte sich nach vorne, nahm mir das Bild aus der Hand und hielt es sich dicht vor die Augen. So nah, dass es fast unmöglich war, dass sie überhaupt noch erkennen konnte, was auf dem Bild zu sehen war. Zuerst vor das rechte Auge, dann vor das linke. Dann kicherte sie und sah wieder auf mich.

„Ja, die habe ich gesehen. Genau die. Führt sich auf, als wäre sie Elisabeth von Bayern, dabei ist sie noch nicht einmal eine Sophie Lalive de Bellegarde.“

Ich verstand nicht, was dieser letzte Satz zu bedeuten hatte und ging daher erst einmal darüber hinweg.

„Sie hatten geschrieben, dass diese Frau sich in einem Innenhof des Krankenhauses aufgehalten haben soll, und zwar am Dienstag. Ist das richtig?“

„Vollkommen richtig. Ich war auch gar nicht überrascht, sie zu sehen.“

„Kennen Sie sie?“

„Das nun eben nicht. Aber ich war doch für einige Tage da in diesem Krankenhaus, wie Sie es nennen. Und da ich die Ururenkelin des Earls von Wessex bin und zudem noch verlobt mit König Wilhelm Maximilian VII. von Wolschland, werde ich dort immer zuvorkommend behandelt. Jeder weiß, dass der König mich bald abholen wird. Und dann wohne ich mit ihm in einem Palast.“

Sie machte eine Pause, scheinbar um sich vor ihrem geistigen Auge ihre angebliche Zukunft zu vergegenwärtigen. Ich fühlte mich unwohl. Offensichtlich lebte diese Frau in ihrer eigenen Welt.

„Kennen Sie die Gebrüder Lumière?“

„Das sind die Erfinder des Kinematografen. Ja, von denen habe ich schon gehört.“

„In diesem sogenannten Krankenhaus also, da lebte auch ein entfernter Nachfahre der Gebrüder Lumière. Er hat mir erzählt von einem Film. Das ist ein Film, der die Zukunft zeigt. Er hat ihn geerbt, im Nachlass seines Vaters und er glaubt, dass er von den Gebrüdern Lumière persönlich stammt. In diesem Film, so hat er mir erzählt, komme ich auch vor und außerdem der König von Wolschland, der in dem Film aber Zar heißt. Und wir sind verheiratet. Aber da taucht eine zweite Frau auf. Und diese zweite Frau ist auch in den Zar verliebt, so wie ich. Aber es ist ja so, dass der Zar mit mir verheiratet ist und mich auch liebt. Und deshalb schleicht sie immer ganz allein um unseren Palast. Sie streift durch unsere Gärten und schaut aus der Ferne herüber und ihr Herz ist völlig gebrochen und oft rinnen ihr Tränen über die Wange.“



In diesem Film jedenfalls, soll ich sie, als ich erfahre, wer sie ist, also da soll ich sie zum Tode verurteilen lassen. Und sie wird dann auch hingerichtet. Und als der Herr Lumière mir diese Geschichte erzählt hat, da wurde ich ganz traurig. Da habe ich beschlossen, dass ich die Zukunft ändern will. Wenn ich also diese Frau jemals treffe, habe ich mir gesagt, dann will ich, dass ihr nichts Böses widerfährt. Ich will ihr helfen. Vielleicht bringe ich sie ja am Hof des Kaisers von China unter. Das ist ein guter Freund meines Mannes. Ach.“

Sie seufzte.

„Das Leben als Prinzessin ist manchmal wirklich schwer.“

„Und die Frau auf diesem Bild, was hat die mit Ihrer Geschichte zu tun?“

„Ja, aber von ihr rede ich doch die ganze Zeit. Sie ist die zweite Frau aus dem Film. Der Herr Lumière hat sie mir so genau beschrieben, dass ich sie gleich erkannt habe. Ich will ihr wirklich nichts Böses.“

„Und diese Frau ist also über den Hof des Krankenhauses gegangen und Sie haben sie erkannt?“

„Aber wenn ich es doch sage! Sie trug ein weißes Kleid mit einer langen, goldenen Schleppe. Und ihre Augen leuchteten wie zwei Sonnen. Sie hat mir zugewunken. Ich finde, es gehört sich nicht, goldene Kleider zu tragen, wenn man nicht Königin ist. Ihre Erscheinung berührte mich wahrscheinlich auch deshalb etwas unangenehm. Aber ich hatte ja meine guten Vorsätze und als ich ihr zuwinken wollte, da klopfte es an meiner Tür und ich drehte mich weg vom Fenster um „herein!“ zu rufen. Da trat ein Arzt ein, der Herr Zimtgraf. Den kenne ich schon lange. Er wird immer ganz aufgereggt, wenn ich von meinem Mann spreche. Ich glaube ja, dass er eifersüchtig ist. Deshalb spreche ich gar nicht mehr darüber mit ihm. Warum auch? Dann fühlt er sich besser. Und er hat gesagt, dass ich zurück in meine Wohnung darf. Dass bald der Wilhelm Maximilian kommt, um mich zu holen, davon hat er gar nichts gesagt. Und wie ich wieder zum Fenster hinausschaue, da ist diese Frau verschwunden. Finden Sie, dass sie besser aussieht als ich? Sie ist jünger. Aber ich glaube, der König von Wolschland hält dennoch treu zu mir.“

„Und seitdem haben Sie diese Frau nicht mehr gesehen?“

„Nein, wenn ich sie wiedersehe, dann lasse ich ihr ausrichten, dass Sie nach ihr suchen. Sind Sie auch von Adel?“

„Nein.“ Und in einem Anflug von Galgenhumor setzte ich noch hinzu: „Haben Sie Dank für diese Audienz.“

Als ich wieder auf die Straße trat, fühlte ich mich leer. Es gab keinen Hinweis auf Ruths Schicksal. Ich kaufte mir ein Sandwich, aber eigentlich hatte ich keinen Hunger. Erst als ich auf dem Nachhauseweg ein Rotkehlchen auf einem Gartenzaun sitzen sah, hellte sich meine Stimmung wieder auf. Ich würde weitersuchen. Ich würde Ruth ausfindig machen. Es war kein Ding der Unmöglichkeit, dass alles wieder gut würde. Auch wenn vieles in der Welt einem den Mut raubt, so ist es doch möglich. Es bleibt möglich, solange man daran glaubt.

Am Abend traf ich mich mit David. Er zeigte sich beeindruckt von der Energie, die ich in die Suche nach Ruth investierte. „Es muss doch etwas auf sich haben mit dieser leidenschaftlichen Liebe, dass sie einen Menschen so ganz für sich vereinnahmt, dass er nichts anderes mehr tun und denken kann. Das ist ein interessantes Phänomen. Ich habe vorgestern einen Professor im Fernsehen sprechen hören. Er hat betont, dass die Gefühle, die ein derart Liebender Mensch verspürt, in der Lage sind, den Verstand, das Gewissen, erst Recht die Vernunft, das sittliche Empfinden, eigentlich alle übrigen Bestandteile unseres Geistes in den Hintergrund zu drängen. Die Natur müsse sich etwas dabei gedacht haben, als sie die Prioritäten und Kräfteverhältnisse auf diese Weise eingeteilt hat, hat er gesagt.

Ich glaube ja, dass das zeigt, wie schlecht und mangelhaft die Natur eingerichtet ist. Sieh dich an. Du bist unfähig in unserer Gesellschaft normal zu funktionieren. Du gehst nicht arbeiten, du verplemperst deine Zeit mit Aufgaben, die du besser der Polizei überlassen solltest. Du verlierst den Verstand und lässt dich von Gefühlen leiten, die du nicht kontrollieren kannst. Ich mache mir große Sorgen um dich.“

Was sollte ich darauf antworten? Einen Moment lang schwieg ich. David war ein netter Kerl, aber er hatte kein Verständnis dafür, was das ist, ein Abgrund, der sich in einem Menschen auftun kann.

„Du müsstest dir Sorgen um mich machen, wenn ich aufgegeben hätte. Wenn ich hier sitzen würde und der Zweifel in mir die Oberhand gewonnen hätte. Wenn ich nur noch jammern und mein Schicksal beklagen könnte, wenn die Zukunft für mich jede Bedeutung verloren hätte, weil nichts darin sein könnte, das die Kraft hätte, mich aus meinem Leid zu erlösen. Dann müsstest du dir Sorgen um mich machen. Ich aber gebe nicht auf. Meine Hoffnung ebbt nicht ab. Sie kehrt beständig wieder. Selbst in den schwärzesten Stunden spüre ich, dass es weiter gehen kann und wird. Ich

vertraue darauf, dass das Schicksal, das mich und Ruth zueinander gebracht hat, uns erneut zusammenführen wird.“

„Das ist es ja, was ich sage. Du bist gar nicht mehr in der Lage, vernünftig nachzudenken. Die Fakten sind doch folgende: Sie ist seit nunmehr fast einer Woche verschwunden. Es gibt keinerlei Hinweise darauf, dass sie noch lebt. Sie hat nicht versucht, Kontakt zu dir aufzunehmen. Die Wahrscheinlichkeit, dass sie am Leben ist und dich liebt, ist doch demzufolge bei rationaler Prüfung als sehr gering einzuschätzen. Du solltest dir vernünftigerweise keine allzu großen Hoffnungen machen. Ob sie abgehauen ist, oder ob sie einem Verbrechen zum Opfer gefallen ist, das ist für dich unerheblich. In beiden Fällen endet deine Liebesgeschichte. Du tätest gut daran, dieser Möglichkeit einen gewissen Raum in deiner geistigen Realität einzuräumen.“

„Raum einräumen? Was wäre gut daran? Ich würde Gedanken zulassen, die meinen Lebenswillen brechen, die mir den Mut rauben, den ich brauche, um zu überleben. Was du mit deinen rationalen Argumenten tust, ist, meine Leidenschaft zu tadeln. Wie so ein graubärtiger Philosoph sitzt du da und erteilst altkluge Ratschläge. Was ist nur los mit dir? Du hast doch keine Ahnung davon, was es heißt, lebendig zu sein. Selbst wenn ich wüsste, dass diese Leidenschaft mich zugrunde richtet, mich irgendwann in eine immerwährende Nacht entlässt, ich würde sie trotzdem bejahen. Sie ist mein innerstes Wesen und ich kann nicht anders.“

„Das ist doch kindisch. Wie ein jugendlicher Trotzkopf. Man kann lernen, seine Leidenschaften zu beherrschen. Dieses selbstsüchtige Sich-Verrennen führt doch zu nichts. Hast du schon mal über professionelle Hilfe nachgedacht? Ein Psychotherapeut könnte mit dir gemeinsam an deiner Persönlichkeitsstruktur arbeiten und gleichzeitig helfen, dass du ihr Verschwinden verarbeiten kannst. Ich...“  
Als ich aufstand, brach er ab. Ich zögerte einen kurzen Moment. David war über viele Jahre mein bester Freund gewesen. Wir teilten viele schöne, gemeinsame Erinnerungen, hatten viel zusammen erlebt. Nun waren wir aber an einem Punkt angelangt, an dem ich mich von ihm lossagen musste.

„Ich will dich nie wiedersehen, David“, sagte ich und ließ ihn sitzen.

Ich ging noch ein Stück zu Fuß.

David hatte schon lange einen gewissen Einfluss auf mich ausgeübt, der mir widerstrebte, ohne dass ich mir dessen immer bewusst war. Ich hatte lange versucht um unserer Freundschaft willen darüber hinwegzusehen, dass er einen fundamentalen Charakterzug an mir nicht verstand. Natürlich verspürte ich immer wieder dunkle Vorahnungen, was Ruths Schicksal anbetraf. Natürlich kannte ich den tiefen Zweifel, der so mächtig war, dass er die ganze Welt umfassen konnte. Natürlich wusste ich, was Verzweiflung bedeutet. Natürlich. Aber David hatte verkannt, dass der Mensch trotz alledem leben will, dass der Mensch trotz alledem nach dem höchsten Glück trachtet. Solange auch nur der Funke einer Möglichkeit besteht, wird der Mensch nicht resignieren. Insbesondere gilt das für mich. Es gibt mit einem Mal nichts mehr zu verlieren, weil alles, was einen echten Wert für einen hat und das man verlieren könnte, schon auf dem Spiel steht. Wer nun das Spiel verlässt oder beim ersten Hindernis klein beigt, der lebt fortan im Nichts. Für David mag das eine verlockende Perspektive sein, ich aber werde dem nagenden Zweifel weiterhin die Stirn bieten und die Hoffnung am Leben halten.

Mir kam kurz vor Mitternacht die Idee, meine Suche auszuweiten. Ich richtete eine kleine Internetseite ein, die im Wesentlichen aus dem Steckbrief bestand, den ich überall in der Stadt ausgehängt hatte. Ich fügte noch ein paar persönliche Worte hinzu. Dass ich sie verzweifelt suche, und dass sie mir fehlt. Um Aufmerksamkeit zu generieren, teilte ich diese Seite in mehreren sozialen Netzwerken und forderte Andere auf, die Seite ebenfalls zu teilen. Auf diesem Weg würde sich möglicherweise Ruths Foto verbreiten und selbst wenn sie viele hundert oder tausend Kilometer entfernt sein sollte, könnte jemand sie identifizieren. Das Internet kennt schließlich keine Stadt- oder Landesgrenze.

Es war fast schon drei Uhr früh, als ich endlich zu Bett ging. Dennoch konnte ich nicht gleich einschlafen. Die Ereignisse der letzten Tage hatten mich aufgewühlt und ließen mir keine Ruhe. Ja, ich hatte Ruth wiedergesehen. Ich hatte ihr meine Liebe gestanden und ja, wir hatten uns geküsst. Dieses Glück, das erlebt zu haben, es ist unaussprechlich. Aber es war doch eigentlich nur ein Anfang. Meine lange Sehnsucht hatte für einen Augenblick Erfüllung gefunden. Und dieser Augenblick hatte das ernsthafte Versprechen in sich getragen, dass es möglich sei, auch weiterhin dieses Glück zu besitzen. Wie qualvoll war nun aber die Angst, es für

immer verloren zu haben. Wie stark aber auch meine Entschlossenheit, alles dafür zu geben, es wiederzuerlangen. Ich hatte meinen besten Freund verloren, wahrscheinlich für immer. Aber ich bereute meine Entscheidung nicht. Ich war bereit, diesen Preis zu bezahlen.

Mein Leben würde ich geben für einen erneuten Kuss von Ruth. Sie war der manifestierte Endzweck meines Daseins und es war undenkbar, dass das Schicksal mich darum betröge, ihr nahe zu sein.

Und unter diesen Gedanken schlief ich ein. Allmählich sank ich in einen immer tieferen Schlummer. Ich erlebte in dieser Nacht einen bemerkenswerten Traum. Sehr genau erinnere ich mich an jede Einzelheit. Die inneren Bilder und die Regungen, die sie begleiteten, prägten sich mir tief ein.

Es begann damit, dass ich unten am Flusslauf war, da wo sonst die Sonne in den grünen Blättern der hoch gewachsenen Bäume spielt. Der Himmel war von fast schwarzen Wolken verfinstert. Ich rief nach Ruth. Auf der Parkbank am Wasser saß wieder jene Frau im schwarzen Kleid mit den grünen Verzierungen. Sie starrte angespannt auf das Wasser hinaus. Ich rief noch einmal nach Ruth. Da drehte sich die Frau zu mir um. Sie sagte: „Komm, setz dich auf meine Bank! Nimm Platz! Ich verstehe dich. Du musst wissen, dass ich früher oft mit meinem Mann hier hergekommen bin. Er stammte von unten aus dem Tal und wir fuhren oft zusammen an diesen Ort, als wir noch jung waren. Wir genossen es, in den Fluss einzutauchen, den ganzen Körper in die Fluten zu werfen. Ich habe viele Erinnerungen an diese Zeit. Wir sorgten uns nicht groß um die Zukunft, denn die Gegenwart war so schön, dass wir glücklich gewesen wären, sie in alle Ewigkeit auszudehnen. An einem Augusttag schenkte er mir ein hölzernes Boot. Er hatte es gebraucht gekauft und neu gestrichen in den Farben blau und rot. Er benannte es nach mir. Wir setzten uns hinein und ließen uns von der Strömung flussabwärts treiben. Es war ein wunderschöner Tag. Das Sonnenlicht glitzerte auf dem Wasser. Er machte mir einen Antrag und ich sagte ja.“

Es setzte nun leichter Regen ein. Ich setzte meine Kapuze auf, sie nahm die Änderung der Witterung nicht zur Kenntnis.

„Wir wollten Kinder, aber ich wurde und wurde nicht schwanger. Wir ließen uns ärztlich untersuchen und es stellte sich heraus, dass es an ihm lag. Er war

zeugungsunfähig. Seit er das wusste, war er wie verwandelt. Wir kamen nie wieder gemeinsam an den Fluss zurück. Er sitzt nun die ganze Zeit zu Hause vor dem Fernseher. Meistens betrinkt er sich. Ich kann ihn nicht verlassen, aber von unserer Liebe bleibt auch für mich nur noch die Erinnerung. Und so komme ich hierher an den Fluss, um alleine zu sein, um in Gedanken noch einmal einzutauchen in die Strömung. Das waren die herrlichsten Momente meines Lebens und wenn es mir gelingt, sie vor meinem geistigen Auge wachzurufen, dann vergesse ich kurzzeitig. Das Vergessen ist die Voraussetzung dafür, dass ich so etwas wie Glück spüren kann.“

Regentropfen fielen in den Fluss.

„Ich will nicht vergessen“, sagte ich. „Ich will echtes Glück.“

Sie sah nach oben und stellte lapidar fest, dass es regne. Dann stand sie auf. „Ich gehe jetzt. Sie können auf meiner Bank sitzen bleiben. Sicher wollen sie von nun an öfters auf meiner Bank sitzen. Das ist gar kein Problem. Ihre Anwesenheit ist kein Problem für mich. Ich verstehe sie. Man sieht es Ihnen an, dass Ihnen die Bank gefällt.“

„Nein, da täuschen Sie sich“, sagte ich. „Ich will nicht mehr auf dieser oder irgendeiner anderen Bank sitzen, ehe ich nicht Ruth wiedergefunden habe. Um genau zu sein, will ich überhaupt nichts weiter tun, als Ruth wiederzufinden.“

Da sahen wir beide im gleichen Moment auf den Fluss hinaus, wo wir eines kleinen Holzbootes gewahr wurden, dass führerlos flussaufwärts trieb. Ich traute meinen Augen nicht.

Sie schrie: „Halt, Stopp! Das ist unser Boot! Haltet es auf!“ Aber außer uns zweien, war weit und breit niemand zu sehen. „Stopp! So tun Sie doch was! Halten Sie es auf!“

Das Boot war an uns vorübergezogen. Ich war auch aufgestanden, wusste aber nicht, was ich hätte tun sollen. Die Frau verstummte und sprang in den Fluss, sie versuchte das Boot mit ungeübten Schwimmbewegungen zu erreichen, was ihr aber nicht gelang. Sie drohte nun zu ertrinken. Ich hechtete also ebenfalls in den Fluss. Das Wasser war gar nicht so kalt, wie ich es erwartet hatte. Mit wenigen Zügen erreichte ich sie und brachte sie zurück ans Ufer. „Der Fluss nimmt mir unser Boot weg“, jammerte sie.

„Das stimmt nicht“, sagte ich. „Wenn der Fluss das Boot wegnehmen wollte, dann würde es flussabwärts treiben. Es treibt aber flussaufwärts! Es ist also das Boot, dass Sie verlassen will und nicht der Fluss, der es Ihnen wegnehmen will.“

Der Regen wurde immer stärker, der Fluss schwoll zusehends an. Sie begann zu weinen. Ich war davon unangenehm berührt. Sie schluchzte noch lauter. Ich wollte gerade meinen Arm um ihre Schultern legen und sie trösten, da rief sie erneut:

„Stopp! Warten Sie! Das ist mein Boot! Warten Sie!“

Und in der Tat kam das besagte Boot wieder an uns vorbei. Dieses Mal fuhr es flussabwärts und es befand sich darin eine weibliche Gestalt. Es war Ruth! Nun rief auch ich: „Ruth! Warte!“ Ohne zu zögern stürzten wir beide uns in den Fluss. Ich schwamm so schnell ich konnte und legte all meine Kraft in meine Schwimmbewegungen, wurde aber trotzdem von der Strömung etwas abgetrieben. Ich behielt dennoch das Boot im Blick und gab nicht auf. Ruth auf dem Boot rührte sich nicht. Erst nach einigen weiteren Zügen musste ich einsehen, dass ich das Boot nicht erreichen würde. Meine Kraft ließ auch allmählich nach und so wollte ich schnell das Ufer erreichen. Da trieb auch noch der Körper der Frau in schwarzem Kleid mit grünen Verzierungen an mir vorbei. Sie war ertrunken und der Fluss riss sie mit sich fort. Ich konnte nichts mehr für sie tun. Ich schwamm zurück ans Ufer und stieg an Land. Meine Kleidung war völlig durchnässt. Das war mir egal. Ruth war wieder da! Ich musste ihr folgen. In der Ferne tauchte ein junger Mann auf. In seiner rechten Hand trug er einen aufgespannten Regenschirm. Er ging sehr schnell und zeigte dabei einen eigentümlich ernsten Gesichtsausdruck. Ich rannte auf ihn zu und hielt ihn an. „Wo führt dieser Fluss hin?“, wollte ich wissen.

Der junge Mann antwortete prompt. „Der Fluss macht nach 32,5 Kilometern eine Biegung nach rechts und dann nach weiteren 23,47 Kilometern eine Biegung nach links. Danach fließt er exakt 5 Kilometer lang nach Westen, ehe er einen Staudamm erreicht. Dort ist auch eine Stadt.“

„Wie komme ich dort hin?“

„Am besten Sie nehmen den Bus der Linie 86. Der fährt direkt dorthin. Die Haltestelle befindet sich 500 Meter flussabwärts auf der Brücke mit dem grünen Geländer. Der nächste Bus fährt um 17 Uhr, das ist in dreieinhalb Minuten. Wenn Sie sich beeilen, dann schaffen Sie das noch!“

Ich bedankte mich und rannte los.

Der Bus hatte fünf Minuten Verspätung, die ich allein an der Haltestelle wartend zubrachte. Das war eindeutig Ruth gewesen auf diesem Boot! Ich würde ihr folgen! Musste ihr folgen!

Es hatte mittlerweile aufgehört zu regnen. Der Himmel riss auf und das Licht der abendlichen Dämmerung tauchte alles in Gold. Der Bus kam. Es war nur noch eine Sitzreihe gänzlich unbesetzt. Dort nahm ich am Fenster Platz. In einem sehr gemächlichen Tempo begann die Fahrt. Nach einigen Metern kam eine rote Ampel und danach ging es immer noch sehr gemächlich weiter. Draußen war es plötzlich Herbst geworden. Laub lag auf den Straßen und wurde von den vorbeifahrenden Fahrzeugen aufgewirbelt. Ein kleines Kind schob einen Kinderwagen, in dem die Mutter saß und, allem Anschein nach, Anweisungen erteilte. Das Kind sah erschöpft aus, stemmte sich aber dennoch mit ganzer Körperkraft gegen den Kinderwagen. Wir bogen an der nächsten Kreuzung ab, so dass ich die beiden aus dem Blick verlor. Wir kamen allmählich in die äußeren Bezirke der Stadt. Am Straßenrand lag eine tote Katze.

An der nächsten Haltestelle setzte sich ein älterer Mann zu mir. Er war nicht schön, hatte dicke Tränensäcke unter den Augen, leicht herabhängende Mundwinkel. Seine Hände faltete er auf seinem Schoß. Er trug ein weißes Hemd und die dünnen, grauen Haare waren nach hinten gekämmt. Er strahlte eine gewisse einfältige Gelassenheit aus. Das war zumindest die erste Wirkung, die er auf mich machte. Der Bus setzte sich wieder in Bewegung, ohne dabei jedoch eine höhere Geschwindigkeit zu erreichen. Ich fragte den neuen Fahrgast neben mir, ob die Busse dieser Linie immer so langsam führen.

„Ja“, sagte er, „das ist immer so. Sind Sie neu hier auf der 86er Linie?“

„Ich fahre sie zum ersten Mal, ja. Und ich muss sagen, dass dieses Schneckentempo mich wahnsinnig macht. Ich habe es eilig, muss so schnell wie nur irgendwie möglich zum Staudamm.“

„Achso, zum Staudamm“. Der alte Mann lachte. „Da wollte ich auch einmal hin, aber ich bin dann doch vorher ausgestiegen. Ich steige immer vorher aus. Was wollen Sie denn am Staudamm?“

„Ich habe gerade eben meine Geliebte gesehen. Sie saß in einem Boot in der Mitte des Flusses und die Strömung führte sie flussabwärts. Ich rief ihren Namen, aber sie konnte mich nicht hören. Man hat mir gesagt, dass der Strom erst am Staudamm



seine Geschwindigkeit verliert und deshalb vermute ich, dass ich am Staudamm auch meine Geliebte wiedersehen kann.“

„Das ist aber spannend! Ach, die Liebe. Ist sie nicht ein Abenteuer? Und Sie sind ein junger Mann, kräftig und gesund sehen Sie aus, ja, das passt. Ärgern Sie sich also nicht über die Reisegeschwindigkeit des Personenverkehrs auf der Linie 86! Sie werden am Ende sicher ankommen, denn im Fahrplan steht ja, dass dieser Bus bis zum Staudamm fährt. Ich habe noch nie erlebt, dass der Fahrplan sich irrt.“ Dem fügte er noch ein scherzhaftes Lachen hinzu. Mir war nicht nach Lachen zumute. „Aber Sie sind ja auch noch nie bis zum Staudamm gefahren. Sie wissen also nicht, ob der Bus tatsächlich dort ankommen wird.“

„Glauben Sie mir, es steht im Fahrplan!“

Ich nickte. Wir hatten die Stadt nun endgültig verlassen.

Mein Sitznachbar zeigte sich neugierig und wollte gerne ein Bild meiner Geliebten sehen. Ich holte Ruths Bild hervor und zeigte es ihm.

„Die sieht gut aus. Für die würde ich auch bis zum Staudamm fahren.“ Er klopfte mir auf die Schulter. „Sie sieht ein bisschen aus wie diese Schauspielerin, diese... ach, wie hieß sie doch gleich, Sie wissen schon, die früher immer in diesen Filmen gespielt hat...diese...sie sah Ihrer Geliebten da ganz ähnlich. Ich war eine Zeit lang fast verliebt in sie. Das ist ja etwas peinlich das so zu sagen. Wer verliebt sich schon in ein Abbild eines Menschen auf einer Leinwand? Aber dann habe ich sie in echt gesehen. Es war auf dem Parkplatz hinter einem Café. Sie lag an einer Hauswand, die Arme schlaff von sich gestreckt. Ihre Kleidung löchrig und verdreckt. Sie stank. Ich grüßte dennoch und bat sie um ein Autogramm. Da hat sie ganz scheußlich gelacht und gesagt, dass sie das ja noch nie jemand gefragt hätte.“

„Vielleicht war das ja gar nicht die Schauspielerin, die Sie da gesehen haben. Hört sich für mich doch eher nach einer Verwechslung an.“

„Nein. Sie war es. Ich bin sicher. Jedenfalls war ich von diesem Moment an kuriert von meinen heimlichen Schwärmereien für sie.“

Wir erreichten die nächste Haltestelle. Der Bus hielt, öffnete die Türen und alle Fahrgäste stiegen aus. Auch mein Sitznachbar. Er winkte mir zum Abschied und setzte einen schwarzen Hut mit breiter Krempe auf. Der Fahrer wandte sich nach hinten. „Was ist mit Ihnen? Steigen Sie nicht aus?“

„Nein, ich möchte weiter bis zum Staudamm.“

„Na schön“, sagte der Fahrer, „jeder Fahrgast kann selbst entscheiden, wo er aussteigen möchte. Das müssen Sie schon selbst wissen.“

Ich stand auf und ging nach vorne, setzte mich in die erste Reihe, seitlich hinter den Busfahrer. Die Türen gingen wieder zu und wir fuhren erneut los.

„Sagen Sie, ist es denn außergewöhnlich, dass jemand bis zum Staudamm fahren möchte?“

„Sehen Sie hier noch jemanden, der zum Staudamm möchte? Na? Merken Sie selbst, oder?“

„Warum denn? Was ist denn das Problem mit dem Staudamm? Ist dort nicht auch eine Stadt?“

„Doch, doch, da ist auch eine Stadt. Und der Staudamm? Die letzten Fahrgäste, die ich dorthin gebracht habe, das war ein Pärchen, etwa in Ihrem Alter, die haben sich vom Staudamm hinuntergestürzt.“

„Sagen Sie, können Sie nicht schneller fahren? Warum fahren Sie denn so langsam?“

„Das hier ist die Linie 86. Die fährt immer in dieser Geschwindigkeit. Wenn Ihnen das nicht passt, dann steigen Sie doch aus! Ist ja nicht zu fassen!“

Die nächsten Kilometer über schwieg ich, schaute zum Fenster hinaus, wo allmählich die allerletzten Sonnenstrahlen verschwanden, und dachte an Ruth. Der Fluss war nicht zu sehen von hier aus. Ich fragte mich nicht, wie Ruth überhaupt auf dieses Boot gekommen war, warum sie es nicht einfach ans Ufer gelenkt hatte oder warum sie nun überhaupt wieder aufgetaucht war. Das war eben so und es ergab alles seinen Sinn in diesem Traum.

Die Frontscheinwerfer des Busses beleuchteten die Fahrbahn vor uns, sonst war mittlerweile alles in Dunkelheit gehüllt. Plötzlich stoppte der Bus. Nicht abrupt, aber dennoch. Es ging nicht mehr voran. Die Türen gingen auf. Ich wollte den Busfahrer fragen, was los sei, aber er war nicht mehr an seinem Platz. Ich rief nach ihm – keine Antwort. Kurzerhand, fasste ich einen Entschluss. Ich setzte mich selbst ans Steuer des Busses. Der Motor sprang an, es gelang mir, die Türen zu schließen und dann fuhr ich los. Ich gab ordentlich Gas und kam nun deutlich schneller voran als zuvor. In diesem Tempo würde ich bald den Staudamm erreichen, dachte ich. Immer weiter folgte ich der Straße, die eben und ohne Kurven nur eine Richtung kannte. Ich beschleunigte weiter, bis zur Höchstgeschwindigkeit. Das war wahnsinnig aufregend. Ich war bestimmt schon eine Viertelstunde gefahren, da sah ich in der Ferne eine

Person mitten auf der Fahrbahn stehen. Sie ruderte mit beiden Armen in der Luft und ich trat auf die Bremse, um nach dem Rechten zu sehen. Wie sich herausstellte handelte es sich bei der Person um den Fahrer, der mich niederschlug, als ich den Bus verließ. Er beschimpfte mich und machte mir Vorwürfe. Was ich mir denn dabei denke, einfach so mit seinem Bus wegzufahren, was für ein Idiot ich sei und was dem Bus alles passieren könne, bei diesen verrückten Geschwindigkeiten. Er gab mir zwei, drei Tritte in die Magengegend. Ich krümmte mich vor Schmerzen. Das nächste, was ich sah, waren die Rücklichter der Linie 86. Der Fahrer hatte gewendet und war zurückgefahren, mich alleine zurücklassend, irgendwo fern der Stadt und mitten in der Nacht. Mir wurde schwarz vor Augen.

Als ich wieder erwachte, war es Tag geworden. Jetzt konnte ich sehen, dass die Straße, auf der ich gekommen war, fünfzig Meter weiter endete. In der Umgebung war weit und breit nichts zu sehen als die Straße und eine sie zu beiden Seiten umgebende Sumpflandschaft. Umzukehren und der Straße in Richtung Heimat zu folgen, kam nicht in Frage. Ich musste zum Staudamm. Und wenn ich dafür den Sumpf zu durchqueren hätte. Es konnte meinen Schätzungen nach auch nicht mehr allzu weit sein bis dorthin. Ich ging also bis ans Ende der Straße. Dort befand sich ein Schild, auf dem zu lesen stand, dass man umkehren solle. Davon ließ ich mich natürlich nicht aufhalten. Ich ging weiter, geradewegs hinein in den Sumpf. In der Ferne konnte ich eine Gruppe von Bäumen ausmachen, an der ich mich orientieren wollte. Man konnte nicht lange an einer Stelle stehen bleiben, weil man sonst allmählich tiefer und tiefer im Sumpf versank. Aber ich hatte ja ohnehin keine Zeit zu verlieren und ging zügigen Schrittes voran.

Als ich das kleine Wäldchen fast erreicht hatte, sah ich, nur wenige Meter von mir entfernt, ein Krokodil. Wie angewurzelt blieb ich stehen. Es kam näher. Vorsichtig versuchte ich in einem Bogen weiterzugehen, in der Hoffnung ihm zu entgehen. Mit einer blitzartigen Bewegung schoss es nun auf mich zu, riss sein gewaltiges Maul auf und biss mir ins rechte Bein. Ich schrie zuerst vor Entsetzen und dann vor Schmerz. Es schnappte noch einmal zu. Es hatte meinen Fuß und einen Teil des Unterschenkels abgebissen und kaute nun darauf herum. Ich verlor das Gleichgewicht und platschte mit der Nase voran in den Sumpf. Das Letzte, was ich wahrnehmen konnte, war ein Schuss. Dann verlor ich das Bewusstsein.

David war bei mir. Er hatte das Krokodil erschossen und meine blutende Wunde gestillt. Ich lag auf den Wurzeln eines Baumes.

„Du musst dich bewaffnen, wenn du durch so ein wildes Sumpfgebiet gehen möchtest“, sagte er. „Ohne entsprechende Vorsichtsmaßnahmen hält man es nicht lange aus in dieser Gegend. Es ist gefährlich, hier zu sein. Warum bist du überhaupt hier?“

„Dasselbe könnte ich dich fragen.“

„Wir sind also hier, nun gut, wir müssen uns wohl damit abfinden. Das Gebiet ist endlos. Ich bin schon jeweils eine Ewigkeit in sämtliche Himmelsrichtungen gegangen, aber es gibt hier keinen Ausweg. Ich stelle daher fest, dass wir in einer Sumpflandschaft gefangen sind. Wir können uns von Gräsern und rohem Krokodilfleisch ernähren. Damit kommen wir erst mal über die Runden. Vermutlich ist es am besten, wenn wir uns hier in diesem Wäldchen unser Lager einrichten. Während der eine schläft, wacht der andere. Kannst du mit einem Gewehr umgehen?“

„Nein, kann ich nicht. Ich habe große Schmerzen! Das Krokodil hat meinen rechten Fuß abgebissen.“

„Damit wirst du dich abfinden müssen. Ich breche dir einfach einen Ast von einem Baum ab und den verwendest du als Krückstock. Damit kannst du dich dann fortbewegen. Zwar nicht sehr schnell, aber immerhin. Man muss sich eben abfinden.“

„Unfug. Ich finde mich mit gar nichts ab. Mein Fuß wird nachwachsen und dann werde ich diesen Sumpf auf direktem Weg Richtung Staudamm verlassen. Keine Sekunde zu lang werde ich hier bleiben.“

„Gliedmaßen können nicht nachwachsen. Du bist gefangen, genau wie ich.“

David hatte mein rechtes Bein in einen Stoffetzen eingewickelt. Ich entfernte diesen vorsichtig. Zutage kam eine schreckliche Wunde.

„Siehst du! Das wächst nicht mehr nach.“

„Das ist eine Lüge und ich beweise dir das Gegenteil!“

Ich holte Ruths Foto aus meiner Tasche und versenkte meinen Blick in ihr schönes Antlitz. Da begann plötzlich die Wunde sich vollständig zu schließen und allmählich begann das Bein zu wachsen. Es entsprang ihm ein Fuß, den ich nach einigen Augenblicken bewegen konnte, wie den anderen. Ich sprang auf.

„Ha! Siehst du! Ich hatte Recht! Da bist du baff, was? Und jetzt, lass uns gehen.“

„Wo willst du denn hin?“ David war sichtlich verdattert. „Es gibt nichts außer dem Sumpf. Ich bin, wie ich schon gesagt habe, in sämtliche Himmelsrichtungen gegangen. Du kannst genauso gut hierbleiben.“

„Nein, auch hier täuschst du dich. Ich werde einen Weg aus diesem Sumpf finden. Ich muss zum Staudamm. Der Staudamm liegt nicht im Sumpf. Es gibt also etwas außerhalb des Sumpfes.“

„Was denn für ein Staudamm? Es gibt hier keinen Staudamm! Von wem weißt du von diesem Staudamm?“

„Ich weiß es eben, habe von mehreren Menschen gehört, dass es hier einen Staudamm gibt. Er liegt in der Nähe einer Stadt. Und da gehen wir jetzt hin. Komm mit!“

Ich ging los und David folgte mir. Wir ließen die Bäume hinter uns und ich ging schnurstracks geradeaus in die Richtung, in der ich mein Ziel vermutete. David erschoss in der nächsten Viertelstunde noch zwei weitere Krokodile, die uns gefährlich nahe waren. Schließlich erblickte ich in der Ferne ein paar erste Häuser. „Siehst du? Da ist die Stadt“, sagte ich und deutete mit dem Zeigefinger in Richtung der Siedlung.

„Wo? Ich kann nichts sehen. Da ist keine Stadt.“ David folgte mit dem Blick meiner Geste.

„Na da! Direkt vor deiner Nase!“

„Da ist keine Stadt. Vielleicht siehst du ja eine Fata Morgana oder ein ähnliches Trugbild. Ich sehe hier nichts als Sumpf.“

„Bist du blind? Komm wir gehen weiter, bis wir die Stadt erreicht haben!“

David trottete hinter mir her. Wir kamen der Stadt näher. Ich konnte jetzt in der Entfernung auch wieder den Fluss sehen und ich meinte, auch den Staudamm erkennen zu können.

David blieb stehen. „Da ist nichts. Weit und breit nur Sumpf. Ich gehe nicht mehr weiter. Das bringt nichts. Du bist einfach wahnsinnig. Wahrscheinlich spielt dir dein Gehirn einen Streich, als Folge der Krokodilattacke. Wir gehen zurück.“

„Aber wir sind doch gleich da! Da ist die Stadt, da der Fluss und das da wird der Staudamm sein. Siehst du es denn nicht?“

„Da ist nichts. Lass uns umkehren. Wie ich schon sagte: Wir müssen uns damit abfinden, dass der Sumpf grenzenlos ist. Unter uns die Erde, über uns der Himmel und dazwischen Sumpf.“

„Dann gehe ich eben alleine weiter. Ich weiß, dass ich gleich raus bin aus diesem elenden Sumpf.“ David machte kehrt, brummte noch „Armer Irrer“ in sich hinein und verließ mich dann. Ich ging zielstrebig weiter in Richtung Staudamm. Ich kam immer näher und konnte immer mehr Details erkennen. Die schmale Straße über den Damm, die niedrigen Mauern zu beiden Seiten davon. Es war nun Winter geworden. Schnee begann zu fallen. Ich verlor mein Ziel im dichter werdenden Schneetreiben kurzzeitig aus den Augen, ging aber immer weiter. Endlich würde ich Ruth wiedersehen, in meine Arme schließen. Die Stadt existierte. Es gab eine Welt außerhalb des Sumpfes. Armer David. Er würde diesen Sehnsuchtsort nie kennenlernen.

Und schließlich stand ich direkt davor. Der Staudamm war gigantisch. Wenn man in die Tiefe hinabsah, konnte man jetzt kein Ende der Staumauer ausmachen. Alles war weiß. Ein paar Meter flussaufwärts lag am Ufer das Holzboot, in dem Ruth gesessen hatte. Ich näherte mich, um es zu untersuchen. Mir fiel nichts Besonderes auf. Das Boot war intakt. Ein Mann mit einer Schneeschaufel gab sich in kurzer Entfernung alle Mühe, einen schmalen Weg durch den Schnee freizuhalten. Ich sprach ihn an, zeigte ihm das Bild von Ruth und fragte, ob er sie gesehen habe.

„Die kam vor nicht allzu langer Zeit hier an. Ihr war kalt und sie wollte in die Stadt, um sich neue Handschuhe zu kaufen. Wenn Sie einfach immer diesem Weg folgen, dann kommen Sie direkt in die Stadt. Bestimmt finden Sie sie dort.“

Ich bedankte mich und machte mich auf den kurzen Weg in Richtung Stadt.

Mein Herz schlug kräftiger vor Vorfreude, als ich die ersten Häuser erreichte. Ruth war nur noch wenige Straßenzüge von mir entfernt.

Auf den Gehsteigen der Stadt waren viele junge Frauen unterwegs. Und obwohl mir kalt war, und der Schnee weiterhin unablässig fiel, waren sie alle nur sehr spärlich bekleidet, ja, sie trugen nur Unterwäsche. Allem Anschein nach froren sie nicht. Sie gingen lächelnd und vergnügt ihres Weges. Männer waren gar keine unterwegs. Auch ältere Frauen oder Kinder konnte ich keine sehen. Ich hielt eine der Frauen an und zeigte ihr Ruths Foto. Nein, so eine Frau gebe es nicht in dieser Stadt.

„Sie ist auch nicht von hier. Sie ist mit einem Boot über den Fluss gekommen und dann zu Fuß, vom Staudamm her. Ich bin ihr den ganzen Weg hierher gefolgt, bin schon ewig unterwegs.“

„Nein, die habe ich nicht gesehen.“ Es war mittlerweile Nacht geworden. Die Straßen leerten sich. Die junge Frau musterte mich mit einem fürsorglichen Blick.

„Sind Sie nicht müde? Wenn Sie schon so lange unterwegs sind? Kommen Sie doch mit zu mir. Sie können sich bei mir ausruhen.“

Ich nickte. Sie gab mir ein Handzeichen und machte sich auf den Weg. Ich folgte ihr. Mein Blick glitt an ihrem halbnackten Körper entlang. Er war von einer solchen Beschaffenheit, dass er sehr direkt und mit einer unfehlbaren Wirkung zu einem bestimmten Teil des männlichen Organismus sprach. Wir gingen nur wenige Minuten, bis sie in einen Hauseingang abbog, die Türe aufsperrte und mich hereinbat. Es ist mir peinlich, was ich empfand, als sie die Türe hinter uns verschlossen hatte und ich möchte an dieser Stelle nichts weiter sagen, zu einzelnen Details, die an dieser Stelle des Traums vielleicht eine Rolle gespielt haben mögen. Es war auch wirklich nicht meine Schuld, was geschah. Es geschah allein auf ihre Initiative hin und ich war machtlos unterlegen. Wie paralysiert war mein Verstand in diesen Augenblicken, es war mir unmöglich mich zu wehren. Ich war von Sinnen und es war kein Genuss. Mehr will ich dazu nicht sagen. Wie derartige Geschehnisse ihren Weg in meinen Traum finden konnten, ist mir vollkommen schleierhaft. Es entspricht nicht meinem Wesen, mir solche Dinge im Verborgenen zu wünschen oder auch nur im Entferntesten gut zu heißen. Ja, ich war selbst regelrecht schockiert von diesen Traumbildern, die sich mir nachhaltig einprägten.

Als meine Gastgeberin eingeschlafen war, flüchtete ich. Ohne einen Laut von mir zu geben, stahl ich mich aus dem Haus und trat wieder auf die Straße. Es war immer noch Nacht, allerdings hatten sie inzwischen die Straßenbeleuchtung ausgeschaltet. Nur etwas Mondlicht erhellte die Umgebung. So irrte ich nun eine ganze Weile durchs Halbdunkel. Bis ich schließlich in einiger Entfernung, am Ende einer Sackgasse ein großes, leuchtendes Neonlicht entdeckte. Als ich näher kam, konnte ich lesen: „Ottos Strickwarenladen“. Das Geschäft war auch im Inneren hell beleuchtet und es hatte tatsächlich geöffnet. Ich trat ein. Der Raum war zu beiden Seiten eingerichtet mit Regalen, Auslagetischen und Kleiderständern. Am anderen Ende, gegenüber der Eingangstür, befand sich ein Kassentisch, dahinter ein Mann mit einem gepflegten Schnurrbart, der mich freundlich begrüßte. Ich trat auf ihn zu und zeigte ihm Ruths Foto und ich bat ihn, es sich genau anzusehen und nachzudenken, ob er diese Frau schon einmal gesehen habe. „Ich liebe diese Frau und ich muss sie finden“, fügte ich hinzu. Stumm betrachtete er einige Augenblicke

lang das Foto. „Haben Sie denn überhaupt kein Schamgefühl?“, fragte er dann. „Wie können Sie nur so offen von ihrer Liebe sprechen, ohne dabei rot zu werden?“

„Warum sollte ich mich schämen? Ich liebe sie und sehe nicht ein, warum ich das verstecken sollte.“

„Die Menschen verrohen immer mehr. Es ist schrecklich. Sie haben keinerlei sittliches Empfinden mehr. Dass Liebe ein moralisch sehr fragwürdiges Phänomen ist, das ein natürliches Schamgefühl hervorruft, das gilt für sie nicht. Nein. Sie treten vor die Welt hin und posaunen es stolz hinaus, so als wäre es ein Verdienst oder eine Auszeichnung, dass sie lieben. „Ich, ich, ich“, rufen sie, „seht auf meine große Empfindung“. Es ist geradezu widerwärtig.“

„Ich verstehe nicht recht. Aber ich lege auch keinen Wert darauf, das zu verstehen. Bitte beantworten Sie meine Frage: War diese Frau hier?“

„Sie sind ein Mensch von geringem sittlichen Wert. Lassen Sie sich das gesagt haben: Liebe ist ein selbstbetrügerischer Wahn, für den man sich schämen muss, wenn man nicht ein derart abgestumpfter, eindimensionaler Mann ist, wie Sie es allem Anschein nach sind.“

Das beleidigte mich nun doch. „Und Sie, Sie sind ein verkniffener Hüter ihrer selbstgewählten Vorstellungen von Moral, die sie sogleich für allgemein gültig postulieren. Sie schwingen sich auf zum Richter über andere, ohne zu wissen, wie es in ihnen aussieht und was sie alles durchgemacht haben.“

„Ich verstehe ihr Verhalten. Es ist egal, was ein Mensch im Einzelnen erlebt hat. Man muss nicht jede Einzelheit kennen, um Verständnis zu entwickeln. Ich kann auch verstehen, dass ein Mensch einen anderen umbringt. Aber dennoch tue ich selbst es nicht und tadle den Mörder. Weil ich ein moralisch höher stehender Mensch bin. Und glauben Sie mir: tiefes moralisches Empfinden und die daraus entspringende Tugend sind die eigentlichen Quellen des Glücks.“

Ich schwieg. Fühlte eine gewisse Arroganz bei meinem Gegenüber, wusste aber nicht, was ich noch hätte erwidern sollen. Er hatte einfach alles falsch verstanden.

„Sie sehen blass aus. Möchten Sie vielleicht ein Glass Wasser?“ Er holte einen Stuhl herbei und bat ihn mir an. Ich setzte mich. Ich trank. „Ich möchte einfach nur wissen, ob diese Frau hier war. Hier in dieser seltsamen Stadt, in der Strickwarengeschäfte mitten in der Nacht geöffnet haben und halbnackte, junge Fr...“ Er unterbrach mich.

„Es gibt hier keine Strickwarengeschäfte. Es gibt nur ein einziges davon und das ist meines. Ich muss auch zugeben, dass die Geschäfte sehr schlecht gehen. Die



Menschen hier tragen keine Strickwaren. Ich hatte in den letzten vierundzwanzig Stunden außer Ihnen auch nur einen Gast in meinem Laden.“

„Und? War sie es?“ Ich deutete noch einmal auf das Foto.

„Ja, sie war hier. Sie war auf der Suche nach neuen Handschuhen. Sie können sich gar nicht vorstellen, wie sehr mich das überrascht hat. Hier hat seit zwanzig Jahren keine Frau mehr etwas gekauft. Ich bin deshalb auch etwas ungeübt im Umgang mit weiblicher Kundschaft. Sie hat sich auch mehrfach über die Kälte in unserer Stadt beschwert. Nun ja, sie hat sich letztendlich für ein Paar rote Handschuhe entschieden.“

„Und dann? Hat sie gesagt, wo sie hinwollte?“

„Nein, sie hat nichts gesagt. Die Sache nimmt hier wohl auch eine sehr ungute Wendung. Als sie das Geschäft verließ, wurde sie nämlich entführt.“

„Sie wurde was? Wie kann das denn passieren, mitten in der Stadt?“

„Das passiert hier andauernd. Alle Frauen werden früher oder später entführt. Deshalb sehen Sie bei uns auch keine alten Frauen auf den Straßen. Spätestens wenn sie zwanzig werden, werden sie entführt.“

„Das ist ja furchtbar.“

„Es ist nicht so schlimm für mich. Die Frauen kaufen ja eh nichts bei mir. Die Entführer fahren einen großen, schwarzen Lieferwagen. Sie tragen immer Masken und sie sind nicht von hier aus der Stadt. Sie verschleppen die Frauen und man hört nie wieder etwas von ihnen.“

„Ich muss diese Entführer aufspüren. Nur so kann ich herausfinden, was mit den Frauen passiert.“

„Es gibt vor der Stadt eine Pension. Ein Bruder von mir betreibt sie. Ich habe keinen Kontakt mehr zu ihm. Er ist mir sehr fremd. Ich habe gehört, dass der schwarze Lieferwagen oft dort auf dem Parkplatz steht. Vielleicht sollten Sie sich dort einmal umschauchen.“

„Danke. Danke auch für das Glas Wasser. Ich werde mich gleich auf den Weg machen.“

„Benötigen Sie zufällig noch einen Pullover oder eine Mütze? Wenn ich weiterhin so wenig verkaufe, muss ich den Laden bald für immer schließen. Und dann Gnade mir Gott. Dann ist es aus.“

Ich erwarb ein paar Wollsocken, in erster Linie, um nicht unhöflich zu sein, denn ich glaubte kaum, dass dieser Kauf den Bankrott des Geschäfts verhindern würde.

Dann verließ ich den Laden. Es wurde allmählich Tag.

Ich fand die Pension, von der Otto, der Strickwarenverkäufer, gesprochen hatte, gleich. Es handelte sich um ein etwas heruntergekommenes würfelförmiges Gebäude mit Flachdach. Auf dem Parkplatz davor stand ein großes Schild mit der Anzeige „Zimmer frei“ und außerdem ein großer, schwarzer Lieferwagen. Ich schlich zunächst an das Fahrzeug heran, um zu überprüfen, ob sich in seinem Inneren womöglich Entführungsoffer befanden. Mehrmals klopfte ich gegen die Türen. Es gab keine Fenster, um in den Laderaum zu sehen, aber es war nicht das geringste Geräusch aus dem Innenraum zu vernehmen. Selbst als ich minutenlang das Ohr gegen den Wagen presste, hörte ich nichts. Ich betrat also die Pension. Man kam gleich in einen Restaurantbereich mit einer kleinen Bar, über der auch ein Schild mit der Aufschrift „Rezeption“ angebracht war. Hinter dem Tresen stand ein Mann, der dem Strickwarenverkäufer ähnlich sah. Das war wohl sein Bruder, der Inhaber der Pension. An der Bar saßen zwei weitere Männer, von denen der rechts sitzende sich nach mir umdrehte, als ich eintrat. Er trug ein grünes Hawaiihemd. Aus seinem Blick sprach gleich eine gewisse Feindseligkeit oder zumindest Abneigung gegen mich. Auch der Inhaber grüßte mich nur widerwillig mit einem mürrischen Blick, als ich mich links neben die beiden anderen auf einen Barhocker setzte.

„Wollen Sie ein Zimmer?“

„Nein, ich habe nicht vor, mich hier einzurichten. Ich bin hier, weil ich etwas herausfinden muss.“

„Aha, ein Schnüffler“, murmelte der zweite Mann, dessen Gesicht ich erst jetzt sehen konnte. Er sah schlauer aus, als die anderen zwei, aber nicht wesentlich freundlicher.

„Wollen Sie etwas trinken?“, fragte Ottos Bruder.

Ich bestellte ein Bier. Die drei hatten ihr Gespräch unterbrochen, als sie mich bemerkt hatten und jetzt schwiegen sie auch weiterhin. Ich wagte es kaum, die Stille zu brechen und so wartete ich, bis ich mein Bier bekam.

„Danke. Was mich eigentlich hierher führt ist das hier“, sagte ich und zeigte allen Ruths Foto. „Ich suche diese Frau. Hat einer von Ihnen sie gesehen?“

„Es gibt viele Weiber bei uns“, sagte der Mann hinterm Tresen. „Wenn Sie scharf auf Weiber sind, dann müssen Sie rein in die Stadt, da gibt’s jede Menge davon.“

„Ich suche nicht irgendeine Frau, sondern diese ganz bestimmte. Ich war auch schon in der Stadt und dort erfuhr ich, dass genau diese ganz bestimmte Frau entführt

wurde. Außerdem erhielt ich einen Hinweis auf diese Pension und den schwarzen Lieferwagen, der draußen auf dem Parkplatz steht. Wem gehört der?“

„Das ist unserer“, sagte der Mann neben mir.

„Und?“, fragte ich, „haben Sie diese Frau entführt?“

„Das sage ich dir ganz bestimmt nicht“, lautete seine Antwort und der zweite fügte hinzu: „So genau schauen wir uns die ja auch gar nicht an, wenn wir uns die schnappen.“ Er lachte, bekam aber gleich einen Ellbogen seines Nebensitzers in den Wanst.

„Also angenommen, Sie hätten diese Frau entführt und Sie wüssten, wo Sie sie hingebracht hätten und ich würde Ihnen einen gewissen Betrag dafür bieten, mir das alles zu verraten, würden Sie dann „nein“ sagen?“

„Das hängt zuerst mal von dem Betrag ab.“

Ottos Bruder schenkte den beiden noch einen Schnaps nach. „Was wollen Sie überhaupt von der Tussi?“

„Sie heißt Ruth. Ich liebe sie.“

Großes Gelächter. Unangenehmes Gelächter. „Bist du dir da auch sicher? Willst du ihr vielleicht ein Küsschen geben?“ Noch lauterer, brüllendes Gelächter. Das plötzlich erstarb. Alle drehten sich um. Es gab eine Treppe, in die höheren Stockwerke, die ich erst jetzt entdeckte. Eine junge Frau in Unterwäsche kam die Stufen herab. Ich erkannte sie gleich wieder. Es war diejenige, die mich in der Stadt zu sich gebeten hatte. Ottos Bruder brüllte: „Geh sofort zurück auf dein Zimmer, du blöde Fotze. Verpiss dich!“ Als sie nicht kehrte, stand der im grünen Hemd auf und eilte zur Treppe. Er packte die Frau an den Haaren und zerrte sie zurück ins Obergeschoss. „Du blöde Schlampe bleibst jetzt auf deinem Zimmer!“ Ich konnte eine Tür schlagen hören.

„Es gibt hier also doch Frauen. Ich muss wissen, ob Ruth auch hier ist.“ Mit einem Mal war ich wieder hellwach. Die Vorstellung, dass Ruth von diesen Typen in einem der Zimmer festgehalten wurde, erschien nicht abwegig. Gleichzeitig war ich von der Brutalität und den rauen Umgangsformen der Männer schockiert.

„Einen Hunderter“, forderte der Mann neben mir. Ich rückte ihn raus. Er drehte den Schein hin und her, hielt ihn prüfend gegen das Licht. „Ich kann mich an diese Ruth erinnern. Sie ist nicht hier.“

„Haben Sie sie entführt?“

„Das habe ich nicht gesagt.“

„Wissen Sie, wo sie hingbracht wurde?“

„Das macht noch ´nen Hunderter.“

Auch den gab ich ihm. „Ja, ich weiß, wo sie hingbracht wurde.“

„Und? Wohin?“

Er lächelte und räusperte sich. Ich gab ihm einen weiteren Hunderter. Ich hatte sehr viel Geld bei mir in meinem Traum. Mein Portemonnaie war prall gefüllt mit Hundertern.

„Das kann man schwer sagen, wo sie hingbracht wurde. Das nützt dir nichts, wenn ich dir das sage. Den Weg dorthin finden nur Leute, die sich in der Gegend sehr genau auskennen.“

„Dann bringen Sie mich dort hin!“

„Das könnten wir, kostet allerdings nochmal Tausend.“

Der Andere kam wieder die Treppe runter, setzte sich, und nahm einen großen Schluck von seinem Bier.

„Bringen Sie mich jetzt sofort zu Ruth!“

„Ob sie noch da ist, wo sie hingbracht wurde, das können wir dir nicht versprechen.“

„Wir müssen sofort los!“, schrie ich.

„Sofort? Das macht nochmal fünfhundert extra.“

Genervt drückte ich ihm das Geld in die Hand.

„Also, hol die blöde Kuh wieder runter und bring sie zum Wagen. Wir fahren gleich.“

Der Mann im Hawaiihemd leerte sein Bier und ging wieder zur Treppe.

Ottos Bruder wandte sich mir zu. Er sagte: „Das viele Geld ist keine von denen wert. Du bist völlig plemplem! Ich kann dir für das halbe Geld eine verkaufen, die hat die geilsten Titten der Welt.“

Ich antwortete nicht. Dieses Umfeld widerte mich an. Ich zahlte mein Bier und ging zum Lieferwagen. Die beiden Typen sperrten mich und die junge Frau in den Laderaum. Ich ließ es geschehen, schließlich war das die einzige Möglichkeit an Ruth dranzubleiben. Meine Mitpassagierin erkannte mich wieder. „Warum hast du mich allein gelassen?“, fragte sie. Das Fahrzeug setzte sich in Bewegung. „Ich liebe dich nicht“, erwiderte ich. „Ich liebe Ruth.“

„Du musst mich auch nicht lieben“, sagte sie. „Du kannst mich jetzt retten. Hilf mir!“

„Was soll ich denn tun? Ich bin hier genauso eingesperrt wie du.“ Sie kam näher, beugte sich zu mir und strich mit ihrer Hand über meinen Oberschenkel. „Lass mich!“, rief ich aus.

„Du gefällst mir“, sagte sie. „Lass mich in Ruhe!“, schrie ich.

Da öffnete sich ein kleines Fenster zum Fahrerraum. Der Typ im Hawaiihemd glotzte hindurch. „Haltet die Klappe da hinten! Ich hab euch im Blick.“

Die Frau ließ von mir ab und setzte sich ans andere Ende des Fahrzeugs. Ich konnte jetzt die Stimmen aus der Fahrerkabine hören. Sie unterhielten sich miteinander.

„Der Typ muss völlig verrückt sein! So viel Geld wegen irgendsoeinem Weib!“

„Vielleicht ist er ja wirklich verrückt.“

„Krank is' der!“

„Im Ernst! Ich habe mal gehört davon. Sie nennen es Obsession oder so ähnlich. Ich glaube, das hat der. Das ist nicht normal.“

„Mir egal. Er hat ja gut gezahlt.“

Mir war nicht wichtig, was die beiden Hohlköpfe von mir dachten, sondern, dass sie mich schnell zu Ruth brachten. Sie führten ihr Gespräch fort:

„Hattest du eigentlich öfter mal was mit Frauen?“

„Ich sag mal so: Kennste eine, kennste alle. Eine hab ich mal im Urlaub kennengelernt. Da war ich noch zehn Jahre jünger. Die war im gleichen Hotel wie ich, zwei Wochen All-Inclusive, war super. Das Buffet, ey, so viel Essen hab ich in mei'm Leben nicht mehr gesehen. Jedenfalls kam die da so an mit einer Freundin. Ich war auch mit nem Kumpel da. Und der war sofort scharf auf die eine. Der ging so rüber und hat sie gefragt, ob sie zu uns an den Tisch kommen, so „Na ihr zwei Süßen, wollt ihr nicht..?“, verstehste? Und die kommen echt mit. Und da mein Kumpel sich die eine ja schon ausgesucht hatte, blieb für mich halt die andere. War aber auch ok. Die hatte auch einen ziemlich geilen Arsch. Wir haben uns dann immer mittags am Pool getroffen und sind abends zusammen weggegangen. Die Mädels wollten immer tanzen, musste ich halt auch mitmachen. So ist das halt. Und meistens ist dann mein Kumpel mit seiner und ich mit meiner aufs Zimmer. War schon ne' gute Zeit, aber nach dem Urlaub war das für uns vorbei. Die zwei haben uns nochmal ne' Postkarte geschickt, aber wir hatten keinen Bock zurückzuschreiben. Was nützt das schon, wenn die ganz woanders wohnen. Bringt ja nichts.“

„All-Inclusive ist schon geil. Aber was der beste Urlaub bisher war, ist mein Skiurlaub. Ich war einmal Skifahren. Kannst du das?“

„Ich? Nee!“

„Ich konnte es auch nicht, aber am Ende vom Urlaub konnte ich den Berg runterfahren und bin praktisch nicht mehr hingefallen. War natürlich auch nicht gleich die schwerste Piste. Und die Leute da hatten damals alle so bunte Jacken an. So Ski-Anoraks. In lila und neongrün und pink und so. Jedenfalls kommt es total darauf an, dass man das Gewicht richtig verlagert, wenn man eine Kurve fahren will. Wir hatten einen Skilehrer, der hat das gut erklärt. Ich hatte schöne Skibretter. Die waren so rot mit gelb.“

„Ist es da nicht voll arschkalt?“

„Geht. Man hat ja so Ski-Anoraks an und Handschuhe und Mütze. Manche haben auch so Helme auf und dazu noch Ski-Brillen. Die sind fast so groß wie das ganze Gesicht. Es wird einem nicht so richtig kalt und wir hatten eh jeder unseren Flachmann dabei und das wärmt ja auch von innen. Klar ist schon teuer das Skifahren, wegen dem Lift, weil der kostet ja Geld und so, aber macht schon Spaß.“

„Warst du da schon verheiratet?“

„Ja, damals war ich noch verheiratet. War gerade unser zweites Jahr. Da war sie noch in Ordnung, die Alte. Nur zwei Jahre später dann fängt sie an mit dem Gemecker von wegen sie hat das Gefühl, dass ich sie gar nicht richtig liebe.“

„Haste schon erzählt. Die Geschichte kenn' ich.“

„Ich mein, hallo, was erwartet die denn? Soll ich ihr jeden Tag rosa Blümchen kaufen oder was? Dumme Kuh. Die konnte übrigens auch ganz schlecht Skifahren. Ist ständig im Schnee gelandet. Die hat sich so blöd angestellt.“

„So eine kannte ich auch mal. Die war im Getränkehandel an der Kasse. Und ich kam da jeden Tag vorbei, kennste ja, Brennstoff nachtanken. Einmal da war ich wirklich ziemlich betrunken, da sind wir dann in eine Unterhaltung irgendwie reingekommen über den Alkohol und sie hat gesagt, dass sie gerade ein Bier im Angebot haben, das wär ziemlich gut und ich soll doch das mal probieren. Da halte ich ihr einen Vortrag, dass ich mein Lieblingsbier schon weiß und dass ich meiner Marke treu bleibe und das fand sie dann irgendwie süß und jedenfalls hat sie mich dann mal besucht und die war auch voll in Ordnung. Hatte so Ohringe, mit denen sah sie richtig heiß aus und damals hab ich auch noch einen hochgekriegt. War also alles paletti. Aber dann wollte sie mal mit mir Schlittschuhlaufen, weil sie das aus dem Fernseher kannte. „Paradise on Ice“ hieß das, das war so eine Show mit Musik und die drehen sich dann so auf dem Eis und hüpfen dann durch die Luft. Das ist total verrückt. Und das wollte sie dann auch mal machen und die konnte das einfach

überhaupt nicht. Ist die ganze Zeit hingeflogen und hat dann irgendwann fast angefangen zu flennen. Ich konnte es ja auch nicht, aber ich hab dann halt auch nicht immer versucht irgendwelche Kurven zu machen oder so. Und sie konnte ja noch gar nicht langsam geradeausfahren und dann wollte sie immer Kurven machen und immer wieder ist sie auf das Eis gedonnert. Man ist die blöd, hab ich mir gedacht. Wie kann man nur so blöd sein? Ist doch nicht normal. Irgendwann hab ich das dann halt auch zu ihr gesagt und da war sie dann sofort beleidigt. Da war es dann aus. Ich hab dann halt noch Entschuldigung gesagt, aber sie hat gemerkt, dass das nicht ernst war.“

„Ich bin froh, dass ich geschieden bin. Ist besser so. Ich hab den Job, der ist nicht schwer. Wir bringen jeden Tag ein Paar Weiber zum Hafen. Die Kohle stimmt und wir sind zu zweit und können miteinander reden. Man kann sich doch gar nicht beklagen.“

„Das seh‘ ich auch so. Und heute ist sowieso unser Glückstag. Der Spinner zahlt für eine Fahrt so viel, wie der Chef im ganzen Monat.“

„Wenn wir jeden Tag so einen hätten, dann könnten wir bald ein paar Jahre lang All-Inclusive Urlaub am Stück machen, ganz ohne Arbeit!“

„Das wär richtig geil! Aber bitte dann auch n‘ guten All-Inclusive Urlaub, nicht so wie mein Bruder. Der hat All-Inclusive Urlaub auf Staatskosten hinter den schwedischen Gardinen gekriegt. Mit dem will ich auch nicht tauschen.“

„Was hat er denn gemacht?“

„Na, er hat seine Alte totgehauen und dann hat er sie zerstückelt und im Garten vergraben und jetzt kommt’s: unter einem Rosenbusch hinter dem Haus.“

„Na, der ist ja ein richtiger Romantiker.“

Die beiden lachten schallend. Mir war kalt und es war sehr unbequem im Laderaum des Lieferwagens. Bei jeder Kurve und jedem Bremsvorgang musste man sich festhalten. Die junge Frau starrte mich außerdem pausenlos an, was mich mit der Zeit immer stärker irritierte. Mir ging zudem noch allmählich die Geduld aus. Wie lange sollte ich noch gezwungen sein passiv zu warten, während Ruth währenddessen womöglich schon wieder ganz woanders war? Ich war ihr auf der Spur, aber es war nur schwer zu ertragen, von den beiden widerlichen Männern in der Fahrerkabine abhängig zu sein.

Nach einer gefühlten Ewigkeit blieb der Wagen stehen. Die Tür öffnete sich und der Typ im Hawaiiemd befahl mir, auszusteigen. Ich kam der Aufforderung nach. Draußen war ein herrlicher Frühlingstag. Krokusse wuchsen auf einer Wiese am Straßenrand.

„Das da ist der Hafen. Die große, graue Halle, die mit dem gelben Lieferwagen davor, da bringen wir die Weiber alle hin. Wir können dich nicht weiter mitnehmen. Das ist für uns zu gefährlich. Wenn dich jemand fragt: von uns weißt du das nicht. Und jetzt gib nochmal fünfhundert Scheine.“

„Ich denke ja gar nicht daran.“

Der Andere kam hinzu. „Du Idiot! Du musst zuerst das Geld fordern und ihm erst dann die Information geben.“

„Ist doch egal. Der soll trotzdem bezahlen.“

Der Hafen lag an der Peripherie einer Stadt. Da ich wusste, dass die beiden zum Hafen weitermussten, rannte ich kurzerhand in Richtung der Stadt los. Die beiden stritten sich und konnten sich nicht einigen, mir zu folgen. Ich war bald aus ihrem Blick verschwunden. Zur Sicherheit rannte ich noch etwas weiter, bog ein paar Mal in eine andere Straße ab, und kam auf diesem Weg dem Stadtzentrum näher. Es gab hier ausnahmslos Einfamilienhäuser, die allesamt sehr gepflegt aussahen. Auf den Straßen waren einige Menschen unterwegs. Kinder mit Schulranzen, Mütter mit Kinderwägen, Männer mit Aktentaschen unter dem Arm. Ich wähnte mich nun in Sicherheit und schlenderte noch ein wenig durch die Straßen. Solange der Lieferwagen mit der jungen Frau am Hafen stand, konnte ich mich dort ohnehin nicht blicken lassen. Ich musste einen Moment Geduld haben, auch wenn es mir schwer fiel. Schließlich bestand ja die Möglichkeit, dass es bei der Suche nach Ruth auf jede Minute ankam.

Ich versuchte, meine Gedanken ein wenig abzulenken. Vielleicht wusste ja auch irgendwer in der Stadt etwas über das verbrecherische Treiben am Hafen, dachte ich.

An einer Kreuzung hatte sich eine Menschengruppe gebildet. Passanten blieben stehen. In ihrer Mitte stand ein Mann auf einem kleinen Podest. Als ich näherkam erkannte ich ihn. Es war Ruths Bruder. Er gab ein Zeichen mit der Hand und die Menge verstummte. Aus den Gesichtern der Umstehenden konnte ich gespannte und zugleich freudige Erwartung lesen.



Ruths Bruder erhob seine Stimme und begann zu erzählen:

„Es war einmal, vor nicht allzu langer Zeit ein Knabe. Er lebte mit seinen Eltern in einem Haus in dieser Stadt. Sie waren eine glückliche Familie. Der Junge war für sein Alter sehr stark und überaus tüchtig, half jedem, wo er nur konnte. In der Schule war er fleißig und gehorchte seinen Lehrern. Er hatte viele Freunde, mit denen er lustige Spiele machte. Auch mit den Schwächeren verstand er sich gut. Er verspottete niemanden, beleidigte niemanden und war freundlich zu jedermann. Daher genoss er überall hohes Ansehen und seine Eltern waren stolz auf ihn. „Er hat ein Herz aus Gold“, sagte seine Mutter bei zahlreichen Gelegenheiten über ihn.“

Die Menschen nickten dazu. Ich hörte einzelne Stimmen.

„Ja, so ist mein Sohn auch. Wie wahr ist es doch, was er erzählt.“

„Ich bin genauso. Meine Mutter ist auch stolz auf mich.“

„Wie gut es tut, ihm zuzuhören. Er beschreibt alles immer so trefflich. Genau so war es früher bei uns zu Hause auch.“

Er fuhr fort:

„Zur selben Zeit, lebte ein Mädchen in der gleichen Stadt. Sie war die Schönste ihres Jahrgangs. Reinlich war sie und tugendhaft. Sie hatte immer ein offenes Ohr für andere Menschen und vermochte ihnen Mut zu machen und ein Lächeln zu schenken. Auch sie lebte mit Vater und Mutter und außerdem noch ihrem älteren Bruder in einem Haus. Auch sie war fleißig in der Schule. Die Lehrer rühmten sie häufig als reizendes, wohlerzogenes Kind. Sie hatte eine beste Freundin, mit der sie über alles reden konnte, und sich in gemeinsamen Fantasien von Ferien auf dem Ponyhof verlieren konnte.“

Immer noch kommentierten die Menschen die Erzählung.

„Ich habe auch eine beste Freundin und ich bin auch schön. Sie ist wie ich!“

„Ferien auf dem Ponyhof, das ist so schön!“

„Hoffentlich treffen sich die beiden. Sie würden so gut zusammenpassen!“

Ruths Bruder lächelte.

„Nun begab es sich, dass die Beiden, der tüchtige Knabe und das tugendhafte Mädchen, einander begegneten. Sie hatten beide Musikunterricht beim selben Privatlehrer. Als der Junge das Mädchen sah, war es um ihn geschehen. Seine Knie wurden weich, sein Herz schlug höher und ein Kribbeln fuhr in seinen Bauch. Er hatte einen Apfel dabei, den ihm seine Mutter mitgegeben hatte und kurzerhand verschenkte er ihn an sie. Sie errötete und bedankte sich freundlich, wie es ihre Art war. Dann bot sie ihm an, den Apfel mit ihm zu teilen. Er hatte wie immer ein Taschenmesser dabei und teilte die Frucht in zwei. Und dann saßen sie lange Zeit beisammen, sie aßen ein jeder seine Hälfte des Apfels und unterhielten sich. Er, sehr interessiert, sie etwas schüchtern. Zum Abschied gab er ihr ein Küsschen auf die Wange und sie verabredeten, dass sie sich nächste Woche wieder treffen wollten.“

„Ach ist das eine schöne Geschichte. Wie sittsam sie doch sind.“

„Ja, so ist sie, die Liebe. Man isst einen Apfel zusammen und von da an steht die glückliche Zukunft weit offen!“

„Hoffentlich bauen sie zusammen ein Haus und gründen eine Familie!“

„Die beiden wurden das schönste Paar der ganzen Stadt und wenn sie Hand in Hand durch die Straßen gingen, dann drehten die Menschen den Kopf nach ihnen und aus ihren Blicken sprach nichts als Verzückung.

Als das Mädchen etwas älter war, da saß sie eines wunderschönen Abends auf der Terrasse. Die untergehende Sonne tauchte den Garten, die Bäume, die Nachbarschaft und auch den Himmel in ein weiches, warmes Licht. Da flog ein Rotkehlchen herbei und setzte sich vor ihr nieder. Im Schnabel hatte es ein Zettelchen. Sie nahm es und faltete es auf. Geschrieben stand darauf in der elegantesten Handschrift: „Willst du mich heiraten?“ Und in diesem Augenblick trat der Knabe, der nun ein junger Mann geworden war, hinzu und kniete vor seiner Angebeteten nieder. Sie war sehr gerührt und zugleich von tiefer, innerer Freude erfüllt.“

Das Publikum teilte diese Empfindungen.

„Genau so habe ich auch um die Hand meiner Frau angehalten!“

„Ach, ist das schön! Sie sagt bestimmt ja!“

„Sie wird das schönste Hochzeitskleid tragen, wie eine Prinzessin!“

Ruths Bruder spann die Handlung fort.

„Das Hochzeitsfest war ein bedeutendes gesellschaftliches Ereignis. Die ganze Stadt war zugegen, als die beiden einander das Ja-Wort gaben. Sie trug das schönste Hochzeitskleid und sah aus wie eine Prinzessin. Er war das leuchtende Beispiel eines schneidigen, eleganten Gentlemans. Noch lange Jahre später dachten alle Hochzeitsgäste immer wieder an dieses anrührende Glück und die harmonische Festveranstaltung.“

„So war das bei unserer Hochzeit auch. Ich erinnere mich genau!“

„Was für eine gute Geschichte. Wie aus dem Leben gegriffen.“

„Das Paar erbaute nur ein halbes Jahr später ein eigenes Haus und sie gründeten eine Familie. Sie bekamen drei Kinder und kannten nichts als Glück in ihrem wunderschönen Leben. Und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch heute.“

Ruths Bruder verbeugte sich gegen sein Publikum. Die Menschen brachen in Jubel und Beifallsstürme aus. Er zog einige Körbe hervor, die er herumreichen ließ und die Zuhörer bedachten ihn mit großzügigem Lohn. Jeder gab, was er gerade bei sich trug. Die Körbe waren schnell gefüllt. Nachdem er sich viele weitere Male verbeugt hatte, löste sich die Ansammlung allmählich auf. Schließlich war er mit ihm allein.

„Ich wusste gar nicht, dass du Geschichten erzählst.“

„Ich habe damit angefangen, als meine Schwester verschwunden ist. Ich lebe davon. Muss ihnen nur das erzählen, was sie hören wollen. Und im Gegenzug überschütten sie mich mit Gold. Ich erzähle jeden Tag dieselbe Geschichte. Und jeden Tag kommen die Leute und sind ganz begeistert. Wie fanden Sie meine Geschichte?“

„Alles in allem sehr schön. Es kommt allerdings gar kein Hindernis darin vor, kein Konflikt. Alles läuft aalglatt, alles ist perfekt. So ist das Leben meiner Erfahrung nach nicht.“

„Das Leben ist auch keine Geschichte. Glauben Sie mir, ich weiß, wie man eine Geschichte erzählt. Ich lebe davon. Das ist die beste Geschichte. Jeder mag sie.“

„Und du? Magst du die Geschichte?“

„Ich mag Geschichten nicht, nein. Aber meine Mutter konnte auch gut stricken und trug selbst keine Wollpullover. Das ist halt so.“

„Ich habe deine Schwester gesehen. In einem Boot auf einem Fluss. Ich verfolge ihre Spur.“

„Meine Schwester ist nicht aufzufinden. Du kannst nach Hause gehen. Ich vermisse sie manchmal sehr. Aber ich weiß, dass ich sie nie wiedersehen werde.“

„Was weißt du über den Hafen am Stadtrand? Hast du etwas gehört darüber?“

„Nein, ich weiß nichts vom Hafen. Niemand, der hier lebt, kennt den Hafen. Der Hafen gehört im Grunde genommen nicht zur Stadt. Jemand von außerhalb hat ihn errichtet und er beschäftigt dort auch nur Gastarbeiter aus dem Ausland.“

„Aber es muss doch jemanden geben, der weiß, was dort vor sich geht!“

„Lass mich in Ruhe! Der Hafen interessiert mich nicht.“

„Es geht wahrscheinlich um Erpressung oder Menschenhandel. Sie haben deine Schwester. Man wird ihr womöglich etwas antun.“

„Meine Schwester ist nicht mehr da. Ich will nichts mehr hören.“

Er umklammerte seine Körbe voll Geld und schleppte sie davon. Mir wurde klar, dass ich schon viel zu viel Zeit in dieser Stadt vergeudet hatte und machte mich auf den Weg zum Hafen.

Das Gelände war zwar umzäunt, die Einfahrt jedoch nicht geschlossen und zudem unbewacht. Entschlossen betrat ich nun also das Hafengelände. Nichts und niemand könnte mich jetzt aufhalten. Im Hafenbecken lag ein Schiff vor Anker. Geradewegs schritt ich darauf zu. Ich konnte erkennen, dass mit Hilfe eines Krans Container verladen wurden. Als ich näher kam, sah ich, dass es sich nicht um gewöhnliche Container, sondern vielmehr um eine Art Käfig handelte. Darin saßen jeweils fünf Frauen, auf relativ engem Raum. Wut stieg in mir empor. Was sollte diese menschenunwürdige Behandlung? Wo brachte man die Frauen hin? Als ich den Fuß des Krans fast erreicht hatte, blieb ich einen Moment stehen, um mir einen Überblick zu verschaffen. Zu meiner linken befand sich eine große Lagerhalle, deren Türen weit offen standen. Arbeiter waren damit beschäftigt Container auszuräumen. Mit dem Gabelstapler fuhren sie große Kartons hin und her. Zu meiner rechten stand ein weiteres Gebäude, ich vermutete darin die Büros der Verwaltung. Das Schiff direkt vor mir hatte sicher Platz für mindestens zwanzig dieser großen Käfige. Jemand griff von hinten auf meine Schulter. Ich fühlte mich ertappt und drehte mich langsam um.

„Gehörst du zur Besatzung?“

Ein hagerer Mann in einem weißen Plastikmantel, mit einem weißen Helm auf dem Kopf sah mich fragend an.

Ich verneinte.

„Du musst diesen Helm aufsetzen, wenn du dich in der Nähe des Krans befindest.“

Er reichte mir einen weißen Schutzhelm, wie er selbst einen trug. Ich war überrascht, ob der besorgten Begrüßung. Eigentlich hätte ich erwartet, dass man mich ohne groß zu zögern niedergeschossen hätte. Stattdessen begann mein Gegenüber nun mit mir zu plaudern.

„Du gehörst nicht hierher, was? Interessiert dich, was wir hier machen?“

„Ich will wissen, was mit den Frauen passiert? Wo werden sie hingbracht?“

„Die werden auf die andere Seite des Ozeans verfrachtet.“

„Ihr verschleppt sie auf die andere Seite des Ozeans? Geht es um kommerziellen Menschenhandel? Wollt ihr jemanden erpressen?“

„Was mit ihnen auf der anderen Seite des Ozeans passiert, weiß hier niemand so genau. Nur die Besatzung der Schiffe könnte es zumindest theoretisch wissen. Sie sind die einzigen von uns, die die andere Seite des Ozeans kennen. Wir leben und arbeiten hier in diesem Hafen. Wir fahren nicht über das Meer.“

„Das, was hier stattfindet, ist ein großes Verbrechen. Man sollte die Polizei rufen.“

„Es gibt keine Polizei hier am Hafen, und auch nicht in der Stadt. Wir machen das hier schon sehr lange. Wir beladen die Schiffe mit den Frauen, alles weitere interessiert uns nicht.“

„Ich suche eine ganz bestimmte Frau. Sie wurde hier hergebracht.“

„Das ist ein Problem. Hier werden so viele Frauen hergebracht und meistens gleichen sie sich doch sehr. Wir registrieren die Ware nicht. Wir verpacken sie nur und laden sie dann auf das Schiff. Es wird wahrscheinlich unmöglich sein, etwas über eine bestimmte Frau zu sagen.“

Ich hielt ihm das Bild von Ruth unter die Nase. „Das ist sie.“

Er betrachtete es einen Augenblick lang. „Ist das die mit den Handschuhen?“

Ich nickte.

„Die ist mir aufgefallen. Sowas hab ich noch nicht erlebt. Die allermeisten, die wir hier verladen, haben praktisch nichts an und sie wehren sich auch nicht groß dagegen, dass wir sie in Käfige sperren. Aber die da, die hatte Handschuhe an und sie hat einem unserer Mitarbeiter die Nase gebrochen, so sehr hat sie sich gesträubt gegen den Käfig.“

„Wo ist sie? Ist sie hier in diesem Schiff?“

„Hat ihr alles nichts genützt. Sie wurde verladen, wie alle anderen, und jetzt ist sie sicher schon mitten auf dem Ozean.“

„Ich muss ihr folgen. Wann legt das nächste Schiff ab?“

„In zwei Stunden. Du kannst da aber nicht einfach mitfahren.“

„Ich möchte mit dem Kapitän sprechen!“

„So leicht geht das nicht. Ich bin hier auch nur der Vorarbeiter. Der Kapitän verlässt niemals sein Schiff und ich darf es nicht betreten.“

„Dann betrete ich es eben alleine!“

„Das würde ich an deiner Stelle nicht tun. Da haben die Matrosen was dagegen. Die dulden keine Eindringlinge auf dem Schiff. Wer sich der Gangway nähert, wird von ihnen zurückgeschickt, wenn sie schlechte Laune haben vielleicht auch verprügelt.“ Ich ließ den Vorarbeiter kommentarlos stehen und ging direkt auf die Gangway zu. Die Matrosen würden schon mit sich reden lassen. Was blieb mir schon übrig. Ich musste auf das Schiff. Bei dem Gedanken, dass man Ruth mit Gewalt in einen Käfig gesperrt hatte, um sie auf die andere Seite des Ozeans zu transportieren und einem ungewissen Schicksal auszuliefern, wurde ich schier wahnsinnig. Diese ganze Bande von Idioten, die da mit drin steckte, ich wollte sie am liebsten alle ersäufen.

Die Matrosen bauten sich vor mir auf, als ich nur noch wenige Schritte vom Schiff entfernt war. Es waren drei Stück. Einer so groß und kräftig wie der andere.

„Da will einer auf unser Schiff!“

„Und da hat er gedacht, er kann einfach mal so raufspazieren!“

Sie lachten.

„Meine Herren, ja, ich bitte Sie, mich auf das Schiff zu lassen. Ich muss auf die andere Seite des Ozeans. Selbstverständlich bezahle ich für die Überfahrt.“

„Auf dem Schiff ist kein Platz.“

„Was willst du überhaupt auf der anderen Seite des Ozeans? Da ist ein ganz anderer Kontinent. Da passt du gar nicht hin.“

Ich gemahnte mich zur Ruhe. „Ich will diese Reise auf mich nehmen, weil ich der Spur einer Frau folge. Man bringt sie übers Meer. Sie heißt Ruth und ich liebe sie. Ich werde sie finden und dann mit ihr nach Hause zurückkehren. Weiter will ich nichts.“

„Nach Hause will er mit ihr!“

„Unser zu Hause ist das Meer und trotzdem wartet in jedem Hafen eine andere Frau auf uns.“

Ich wurde ein wenig ungeduldig. „Wenn das eure Vorstellung von einem gelungenen Dasein ist, bitte, so sei es. Ich trage aber die Sehnsucht in mir, Ruth zu finden und nicht mehr verlassen zu müssen.“

„Sehnsucht haben wir auch. Sehnsucht nach dem offenen Meer.“

„Ja, Sehnsucht, nach dem endlosen, tiefen Blau. Da gehören wir hin.“

„Nehmt mich mit!“

Sie versperrten mir erneut den Weg. Da kam von oben ein Ruf: „Lasst ihn an Bord. Bringt ihn zu mir!“ Es war die Stimme des Kapitäns, der zu uns hinabblickte. Die Matrosen machten den Weg frei und einer von ihnen führte mich in das Innere des Schiffs.

„Das ist mein Schiff und ich habe hier das Kommando.“ Der Kapitän gab mir sofort deutliche Anweisungen. „Wir haben hier klare Hierarchien. Es gibt Regeln, die unbedingt befolgt werden müssen. Wenn du hier an Bord mitfahren willst, dann nur unter der Bedingung, dass du das akzeptierst. Du bekommst ein Feldbett in meiner Kajüte. Erwarte nicht viel von der Verpflegung! Nahrungsmittel und Wasser sind streng rationiert. Du wirst zum Dienst eingeteilt, wie die anderen auch. Jeder an Bord muss mithelfen, dass alles funktioniert. Du wirst mal in der Kombüse helfen, mal die Fracht beaufsichtigen und mal das Deck schrubben. Hast du mich verstanden?“

Ich nickte. Jede andere Reaktion hätte dazu geführt, dass man mich rausgeschmissen hätte. Das war die einzige Möglichkeit Ruths Spur zu folgen. Wie sehr mich ihre Abwesenheit schmerzte! Wie stark aber auch die Hoffnung, sie am Ende der Reise wiederzufinden!

Ich stellte mich also auf eine quälend lange Überfahrt unter unangenehmen Bedingungen ein.

„Die Überfahrt dauert mindestens fünf Tage, schneller sind wir nie. Kann aber auch schon mal vorkommen, dass wir eine ganze Woche brauchen. Ich bin seit dreißig Jahren Kapitän auf diesem Kahn. So ziemlich alles hab ich schon erlebt! Wenn mir einer dumm kommt oder meint, er kann mich verarschen, dann schicke ich ihn ohne mit der Wimper zu zucken ins Wasser! Ist das klar?“

„Jawohl“, antwortete ich. Der Kapitän war sehr bemüht Autorität auszustrahlen. Ich konnte mich des Eindrucks jedoch nicht erwehren, dass er alt war. Alt und grau und längst nicht mehr so stark, wie er früher vielleicht einmal gewesen sein mochte. Es

mangelte ihm an der Ruhe und Weisheit, die die Autorität älterer Menschen meinem Empfinden nach meist begründete.

Ich konnte in den nächsten Tagen jedoch beobachten, dass dennoch jeder an Bord das tat, was der Kapitän befahl. Niemand wich ab von seinem plangemäßen Handeln.

Das Essen war fürchterlich. Es gab meist irgendeine Kartoffelpampe, oder eine fade Suppe, seltener auch Buchweizengrütze. Ich konnte nur sehr schlecht schlafen, weil das Feldbett unbequem war. Das führte dazu, dass ich meist sehr müde war und meinen Dienst mehr schlecht als recht und ohne jede Lust verrichtete. Am ersten Tag musste ich gleich die Latrine säubern. Ich war das letzte Glied in der Ordnung hier an Bord. Nur die stets als „Fracht“ bezeichneten Frauen hatten es noch schlechter. In der Nacht vom zweiten auf den dritten Tag war ich für ihre Bewachung zuständig. Ich schlich die ganze Nacht um ihre Käfige, unterband jegliche Kommunikation unter ihnen und sorgte dafür, dass sie nicht an ihren Käfigen rüttelten. Das fiel mir alles andere als leicht. Ich empfand Mitleid mit ihnen. Es war nicht richtig, dass man sie gewaltsam entführte, einsperrte und verschleppte. Unter anderen Umständen hätte ich gegen diese Ordnung aufgebeht, aber so wie die Dinge lagen, musste ich mich fügen. Dass diese Frauen und zur selben Zeit auf einem anderen Schiff auch Ruth in solch einem Käfig eingesperrt waren, machte mich wütend, vor allen Dingen aber machte es mich traurig.

Am Abend des dritten Tags war ich so müde, dass ich selbst auf meinem schäbigen Feldbett binnen weniger Minuten einschlief. Ich hatte zuvor über vierzig Stunden am Stück kein Auge zugetan und nun war endlich die Gelegenheit, sich zu erholen. Ich träumte von den Gesängen der Matrosen, die sie jeden Abend anstimmten. Das war auch das einzig halbwegs Gute an ihnen. Ansonsten waren sie mir gegenüber unfreundlich, sie stanken und für die Schönheit des endlosen tiefen Blaus des offenen Meeres schienen sie sich auch überhaupt nicht zu interessieren. Stattdessen spielten sie in jeder freien Minute Karten, wobei sie vulgäre Sprüche von sich gaben und einander grobschlächtig auf die Schulter klopfen.

Der Kapitän war stets auf seinem Posten und steuerte das Schiff mit aller Routine, die eine lange Berufserfahrung eben so mit sich brachte.

Niemand war bereit mir etwas über die andere Seite des Ozeans zu erzählen. Was dort mit den Frauen passierte, wer hinter all dem steckte, es blieb ein Geheimnis für mich.



Als ich am vierten Tag der Überfahrt erwachte, war allerdings etwas geschehen, mit dem niemand gerechnet hatte. Der Ausgang meiner Kajüte war von außen versperrt. Ich war eingeschlossen. Das Rütteln an der Tür änderte daran nichts. Ich ging zum Bullauge und sah hinaus. An Deck bewegten sich die Frauen. Wie konnte das sein? Ich öffnete das kleine Fenster und rief hinaus. Eine der Frauen bemerkte mich und kam herbei.

„Sei still!“, befahl sie mir. „Wir haben das Kommando über dieses Schiff übernommen. Die Matrosen haben wir im Schlaf überwältigt. Jeder von ihnen hat jetzt seinen eigenen Käfig.“

Sie lachte. „Und du bleibst schön da drin und gibst Ruhe.“

„Was habt ihr vor?“

„Jetzt bestimmen wir den Kurs.“

„Wo wollt ihr denn hin? Ich muss auf die andere Seite des Ozeans. Ich bin nur ein Passagier!“

„Wir werden das Schiff zurücksteuern. Wir wollen nach Hause!“

„Aber ihr könnt doch nicht einfach... Habt ihr überhaupt eine Ahnung, wie man so ein Schiff steuert? Wisst ihr wie man navigiert?“

„Du sollst still sein!“

Niemand reagierte mehr auf mein Rufen. Die Frauen ignorierten mich. Erst zwei Stunden später öffneten sie die zuvor versperrte Türe. Ich trat hinaus. Die Frau, mit der ich schon vor ihrer Entführung Bekanntschaft gemacht hatte, hatte veranlasst, dass ich frei komme. Sie gab mir einen Kuss.

„Wenn du dich nicht so verhältst, wie wir das wollen, dann sperren wir dich wieder ein.“

„Ich will das Schiff verlassen. Ich will nicht zurück. Ich muss auf die andere Seite des Ozeans!“

„Niemand verlässt das Schiff. Wir sind mitten auf dem Meer. Wenn du das Schiff verlässt, bist du tot. Wir fahren zurück.“

Ich ging nach oben auf die Brücke, wo sonst der Kapitän seinen Posten hatte. Jetzt saß er am Boden, mit einem Seil gefesselt. Er war ein Häufchen Elend. Gänzlich in sich zusammengefallen saß er da, jeder Zug von Autorität war von ihm gewichen. Er jammerte leise vor sich hin. Am Steuer stand eine der Frauen. Sie hatte dem Kapitän

seine Kapitänsmütze geklaut und gab den anderen Frauen nun lautstark Anweisungen. Ich beobachtete die ungewohnte Situation und hielt mich zurück. Ich müsste eben das nächste Schiff nehmen, das zur anderen Seite des Ozeans fuhr. Das würde mich wertvolle Zeit kosten, aber mit diesem Schiff würde ich sicher nicht ans Ziel gelangen.

Die See wurde zunehmend rauer, es ging ein starker Wind. Schließlich braute sich ein regelrechter Orkan vor uns zusammen. Die Kapitänin befahl „volle Fahrt“ und wir hielten geradewegs auf das Auge des Sturms zu. Das Schiff schwankte bedrohlich hin und her. Meine Besorgnis nahm zu. Ich schlug vor, den Kurs zu ändern oder zumindest zu warten, bis der Sturm vorüber sei. Als Antwort drohte man mir, mich wieder einzusperrern, wenn ich nicht Ruhe gäbe, und man verbannte mich von der Brücke. Im Laderaum brüllten die Matrosen, in ihren Käfigen. Es gab keine Rettungsboote. Die ersten Wellen schwappten an Deck. Panik kam in mir hoch. Gerade noch rechtzeitig ergriff ich einen Rettungsring und legte ihn mir um. Und dann kam es, wie es kommen musste. Eine mächtige Welle erfasste das Schiff und es kenterte. Ich landete im Wasser. Das Schiff lief sofort voll und wurde in die Tiefe gezogen. Ich wurde von den Wellen hin und hergeworfen, schluckte viel Salzwasser und klammerte mich verzweifelt an meinen Rettungsring, was im Grunde genommen lächerlich war, denn die See war viel zu mächtig. Ich sah mein Ende schon gekommen, meine Kräfte neigten sich ihrem Ende zu. Da entdeckte ich eine Insel, nur wenige hundert Meter von mir. Dorthin musste ich mich retten. Ich strampelte gegen die Fluten an, kam aber nicht voran. Schließlich kam eine riesige Welle auf mich zu. Sie baute sich vor mir auf und zog mich mit sich in die Höhe. Sie spülte mich mit großer Kraft in Richtung der Insel, hinaus aus dem Zentrum des Sturms. Mit letzter Kraft gelang es mir, mich an den Strand des Eilands zu retten. Ich kroch noch einige Meter über den Sand, ehe ich bewusstlos wurde.

Die Insel war nicht sehr groß. Vielleicht sieben, acht Hektar. Nachdem ich aufgewacht war, hatte ich gleich mit der Erkundung der Umgebung begonnen, denn ich hatte Hunger und vor allem Durst. Wenn man den Strand verließ, musste man sich durch einen dicht bewachsenen Urwald kämpfen. Allerlei mächtige Bäume, Kletterpflanzen und Sträucher erschwerten mir das Vorankommen. Mit einem abgebrochenen Ast versuchte ich mir einen Weg zu bahnen. Schon nach kurzer Zeit hatte ich jede Orientierung verloren. Ich machte mir deswegen keine Sorgen, die

Insel war ja wohl von überschaubarer Größe und ich könnte jederzeit einen Weg zum Strand finden. Also setzte ich meine Erkundung fort, alleine meiner Intuition folgend. Ich hörte verschiedene Vogelgesänge und sah in einiger Entfernung ein paar Affen. Das Wichtigste war jetzt, dass ich Süßwasser entdeckte. Meine Kehle war trocken. Ich hatte keine Ahnung, wie lange ich bewusstlos im Sand gelegen hatte. Ich kämpfte mich weiter durch das Blattwerk. Mit einem Mal konnte ich in einiger Entfernung Musik hören. Ich folgte diesem Signal und gelangte schließlich auf eine Lichtung. In ihrer Mitte befand sich eine Feuerstelle, etwas abseits eine kleine Holzhütte, und davor, auf einem Baumstumpf sitzend, ein Mensch. Er hielt seine Augen geschlossen, wippte mit den Füßen im Takt der Musik, die offensichtlich aus einem Abspielgerät kam, das vor ihm auf dem Boden stand. Bei dem Musikstück handelte es sich meinem ersten Eindruck nach um eine Art Hymne, eingespielt von einem Orchester. Ich trat an den Mann heran. Er hatte einen Vollbart und gebräunte, wettergegerbte Haut. Erst als ich ihn ansprach, bemerkte er mich und erschrak ganz fürchterlich. Ich stellte mich vor, erzählte ihm von dem Schiffsunglück, das ich erlebt hatte und fragte nach etwas zu trinken. Er hatte in seiner Hütte ein, allem Anschein nach, selbstgebautes Fass, das Wasser enthielt und er schöpfte für mich daraus eine Schale voll. Die kalte Flüssigkeit war eine Wohltat. Ich bedankte mich und nun, da mein dringendstes Bedürfnis befriedigt war, erkundigte ich mich nach seiner Geschichte. Er erklärte mir, er sei niemand geringeres als König Wilhelm Maximilian VII. von Wolschland. Er sei seit nunmehr mindestens neun Jahren auf dieser Insel. Er könne das relativ genau sagen, weil er von Anfang an jeden Tag eine Kerbe in einen bestimmten toten Baumstamm geritzt habe. Zum Glück gebe es eine Süßwasserquelle am nördlichen Ende der Insel, er sammle aber auch Regenwasser. Die Ernährung bestehe im Wesentlichen aus Pflanzen, es sei ihm aber auch schon gelungen, einen Affen zu fangen, den er dann gegrillt habe. Alles in allem sei das Essen hier also ziemlich dürftig, das sei er von zu Hause aus nicht gewohnt. Dort würden mehrere Köche nur auf seinen Wink warten und ihm die köstlichsten Speisen zubereiten. Er sei nach einer Meuterei an Bord eines seiner Schiffe hier ausgesetzt worden. Er rechne noch immer damit, dass jeden Tag eine Suchmannschaft die Insel finde und ihn mit nach Hause nehme. Sie seien eigentlich auf dem Weg zur anderen Seite des Ozeans unterwegs gewesen, um mit dem dortigen Monarchen einige Verträge zu schließen.

Es erklang noch immer dasselbe Musikstück. Er erklärte, das Abspielgerät sei solarbetrieben. Er habe nur dieses eine Lied und höre es jeden Tag mehrere Stunden. Es handle sich dabei um die Nationalhymne seiner Heimat. Er denke dann immer an seinen Hof, mit all den Bediensteten und das weite, wunderschöne Land, das bevölkert war von treuen Untertanen.

Er war durchaus erfreut nun Gesellschaft zu bekommen, auch wenn er mein Schicksal bedauerte. Da er der König sei, wäre es nun meine Aufgabe, ihm zu dienen. Ich solle damit beginnen, eine zweite, größere, schönere Hütte zu bauen. In die würde dann er einziehen und ich könnte seine alte Hütte haben. Ich erklärte ihm, dass ich nicht vorhabe mich ihm unterzuordnen, dass Monarchie ein veraltetes Konzept sei und dass ich außerdem auch gar nicht vorhätte lange auf dieser Insel zu bleiben.

Er reagierte mit der kühlen Bemerkung, dass die nächste Küste bei guter Fahrt mit einem modernen Schiff mindestens drei Tage entfernt lag und dass ich mir keine Hoffnungen zu machen brauche, jemals ohne seine Hilfe diese Insel zu verlassen. Außerdem sei er zuerst hier gewesen, hätte also einen älteren Herrschaftsanspruch, dem ich mich gefälligst zu fügen hätte. Widerwillig stapfte ich in den Wald, um mich nach Material für eine neue Hütte umzuschauen.

Es dauerte einige Tage, bis ich mit der Errichtung der Hütte endgültig fertig war. Der König zeigte sich sehr zufrieden. Er trat ein, sah sich um und in einem feierlichen Ton sprach er mir ein großes Lob aus. Am Abend saßen wir gemeinsam am Feuer. Nachdem wir einige Zeit über verschiedene Themen gesprochen hatten, wurde er plötzlich still. Nachdenklich blickte er in die kleine Flamme, die schon zu erlöschen drohte. Er legte frisches Holz nach.

„Wissen Sie“, sagte er, „das Allerschlimmste an meiner Lage, hier auf dieser Insel, ist nicht einmal der Verlust meines Reiches, das Allerschlimmste ist, das ich weiß, dass meine Verlobte zu Hause sitzt und verzweifelt auf mich wartet. Ich kenne sie gut genug, um zu wissen, dass sie ausharren wird und treu zu mir hält, all die Zeit. Sie ist die Ururenkelin des Earls von Wessex. Ich schicke ihr jede Woche einen Brief. Per Flaschenpost. Ich bin sicher, dass sie früher oder später bei ihr ankommen werden, dass sie mich sucht und mich dann letztendlich auch findet und nach Hause bringt. Sie ist so eine gute Frau.“

Ich stellte fest, dass auch ich sehnsüchtig an eine Frau dachte, ja, dass sie überhaupt der Grund dafür sei, dass ich mich auf diese Seereise begeben hätte, die nun ihr vorübergehendes Ende auf dieser elenden Insel gefunden hatte. Ich zeigte ihm Ruths Bild, das nun schon etwas verblasst und von der Feuchtigkeit, die es abbekommen hatte, in Mitleidenschaft gezogen war.

„Ist sie von Adel?“, wollte er wissen. Ich verneinte. „Man hat sie entführt, und verschleppt sie nun auf die andere Seite des Ozeans. Ich muss ihr folgen und ihr helfen. Niemand weiß, was man mit ihr dort vorhat.“

„Nun, ich habe den Monarchen, der auf der anderen Seite des Ozeans regiert, noch nie persönlich getroffen. Allerdings hatte ich das Vergnügen mit ihm zu telefonieren. Er scheint ein kluger Herrscher zu sein. Sein Reich ist im Wachstum begriffen. Immer mehr Zuwanderer strömen seinen Fahnen zu. Ich kann mir kaum vorstellen, dass Ihrer Freundin dort ein schlimmes Schicksal droht.“

„Jede Minute, die wir voneinander getrennt sind, ist ein schlimmes Schicksal.“

Das Leben auf der Insel wurde allmählich zur Routine. Der König machte keinen Finger mehr krumm und ich war nun verantwortlich für die Versorgung von uns beiden. So war ich meist beschäftigt und dadurch immerhin etwas abgelenkt. Der König versicherte mir jeden Morgen, dass dieser Tag bestimmt der Tag unserer Rettung sei und dass ganz sicher ein Schiff kommen würde. Dass diese Prophezeiung nie eintrat, störte seinen Optimismus nicht. Er lauschte den ganzen Tag seiner Hymne, die mir in zunehmendem Maße auf die Nerven ging. Wenn ich am Abend in meiner Hütte lag und an Ruth dachte und die große Entfernung, die zwischen uns lag, dann wuchs meine Verzweiflung. Inzwischen machte sich sogar eine gewisse Verbitterung breit.

Der König verlor allmählich seinen Verstand. Es begann damit, dass er immer unfreundlicher zu mir wurde. Er beschimpfte mich und gab mir die Schuld daran, dass immer noch kein Schiff eingetroffen war. Es war unmöglich mit ihm zu diskutieren. Wenn ich einmal ein Argument vorbrachte, dann wandte er sich beleidigt ab, nicht ohne vorher noch vor sich hinzumurmeln, dass es sich für mich nicht zieme, so mit dem König zu sprechen. Ich sollte überhaupt nur dann sprechen, wenn er mich dazu aufgefordert hätte. Manchmal beleidigte er mich auch als Lumpenproletarier oder Schlimmeres. Der einzige friedliche Moment in unserem Zusammenleben

bestand darin, dass er mir immer wieder neue Briefe an seine Verlobte diktierte, die er per Flaschenpost verschickte. Solange er nach den richtigen Worten suchte und in Gedanken damit beschäftigt war, wie sie seine Nachricht wohl aufnehmen würde, war er zufrieden. Als er dann aber den Brief sah, den ich geschrieben hatte, da war jeder Rechtschreibfehler und jedes falsch gesetzte Komma für ihn der Anlass mich anzubrüllen oder auch zu schlagen.

Es dauerte nicht lange, bis ich es nicht mehr mit ihm aushielt. Sein Herrschaftsanspruch war mir von Beginn an nicht genehm gewesen, aber nun wurde die Lage unerträglich. Ich baute mir in einiger Entfernung eine neue Hütte und beschloss, den Kontakt zu diesem bescheuerten Subjekt gänzlich abubrechen. Als er bemerkte, dass ich mich seiner Herrschaft entziehen wollte, wurde er rasend vor Wut.

„Ich verlange, dass er mir heute Nachmittag gegrilltes Affenfleisch serviert! Ich dulde diesen Ungehorsam nicht!“, schrie er und tobte um meine neue Lagerstätte herum.

„Bald kommt ein Schiff, um mich zu holen und er wird dann alleine auf dieser gottverdammten Insel zurückbleiben. Ich nehme ihn nicht mit! Nein!“

Eine Zeit lang, sah ich das mit an. Ich empfand trotz allem ein gewisses Mitgefühl für ihn. Schließlich konnte ich die Verzweiflung, die ihn in den Wahnsinn trieb, gut nachvollziehen.

Es ging mir ja ganz ähnlich. Dennoch verlor ich schließlich die Geduld und mein Zorn auf ihn gewann die Oberhand. Ich schrie ihn an, er sei verrückt geworden und solle mich in Ruhe lassen. Da begann er meine neue Hütte zu demolieren. Er nahm einen herumliegenden Ast und drosch damit auf meine Unterkunft ein. Als ich ihn stoppen wollte, versuchte er, auf mich einzuschlagen. Ich konnte gerade noch ausweichen, da holte er auch schon zum nächsten Schlag aus. Ich ergriff einen Stein, wich auch dem zweiten Schlag aus und zertrümmerte ihm den Schädel. Er fiel um und starb. Auch ich sank zu Boden und stieß einen kraftvollen, dieses Schicksal anklagenden Schrei gen Himmel aus. Sie können sich das ja sicher vorstellen, dass mich diese Szene meines Traumes sehr irritierte. Ich bin eigentlich ein sehr friedfertiger Mensch, der zu einem solchen Gewaltakt niemals fähig ist. Dass so etwas Furchtbares in meinem Bewusstsein stattfinden kann, hat mich zutiefst erschüttert, als ich später darüber nachdachte. Es ist nicht der erste Aspekt dieses Traums, der mich irritierte und es blieb auch nicht der letzte. Als ich aber schlief und träumte, da fehlte mir die Distanz. Alles war folgerichtig.

Ich wusste, dass ich nicht auf dieser Insel bleiben konnte. Andernfalls würde auch ich als Wahnsinniger enden. Ich orientierte mich am Stand der Sonne und sprang ins Meer. Ich schwamm los. Immer in Richtung der anderen Seite des Ozeans. Dass es vernünftigerweise nicht möglich war, dass ich mein Ziel jemals erreichen würde, das spielte keine Rolle. Ich war ergriffen von dem unbedingten Willen dieses grauenhafte Inseldasein hinter mir zu lassen. All die Verzweiflung wandelte ich um in neue Kraft. Mit energischen Zügen schwamm ich unaufhaltsam voran. Ruth! Meine ganze Seele seufzte immer wieder laut ihren Namen. Niemand konnte mich aufhalten. Die Strecke bis zum Ufer hätte realistischerweise mindestens eine Woche dauern müssen. Vollkommen unmöglich für jedes menschliche Wesen, das durchzuhalten. In meinem Traum, dauerte es nur ein paar Augenblicke. Meine Kräfte schwanden nicht. Solange ich den halben Ozean durchquerte waren mir auch körperliche Bedürfnisse fremd. Ich bekam keinen Durst, verspürte keinen Hunger. Kaum hatte ich das Eiland verlassen, sah ich in der Ferne auch schon das Ufer, an das mich meine Sehnsucht trieb. Ich entstieg den Wellen und betrat einen neuen Kontinent.

In der Ferne, ein ganzes Stück landeinwärts, konnte ich die Umrisse einer Stadt erkennen. Nur wenige Meter vom Wasser entfernt stand eine kleine Fischerhütte und davor war ein alter Mann in rotem Wollpullover damit beschäftigt, ein Netz zu flicken. Als er mich bemerkte begrüßte er mich freundlich.

„Bin ich hier richtig auf der anderen Seite des Ozeans?“, wollte ich wissen.

„Wenn du von der gegenüberliegenden Seite kommst, dann ist das hier die andere Seite des Ozeans, ja.“

Er hielt einen Moment inne. „Aber du bist doch wohl nicht durch den ganzen Ozean geschwommen. Wo ist dein Schiff?“

„Das ist untergegangen. Ich konnte mich auf eine Insel retten und von dort bin ich hierher geschwommen.“

Er sah mich zweifelnd an, stellte meine Aussage aber nicht in Frage.

„Es gibt einen Grund dafür, dass ich hier bin. Ich bin auf der Suche nach einer Frau.“ Und einmal mehr kramte ich das Bild hervor, das Ruth mir gegeben hatte, und zeigte es vor. Ich erschrak, als ich das Foto sah, denn man konnte gerade noch ein paar

Umrisse erkennen. Das Bild war praktisch unkenntlich. Der Zahn der Zeit und das viele Salzwasser hatten es endgültig ruiniert.

Der Fischer sah sie an und nickte stumm in sich hinein. „Lang ist’s her“, murmelte er. „Sie kennen sie?“

„Ja.“

„Sind Sie sicher? Man kann auf dem Foto ja leider fast gar nichts mehr erkennen.“

„Ich kenne sie. Sie heißt Marianne.“

„Das stimmt nicht. Sie heißt Ruth.“

„Junger Mann, ich weiß es, als wäre es gestern gewesen. Vor vielen Jahren lernte ich Marianne kennen. Ich habe mich unsterblich in sie verliebt, wie es jungen Leuten mit Herz eben so passiert. Sie war sehr reizend und hat mich überredet auszuwandern und wir kamen hierher, auf diesen Kontinent. Das war ihr Traum. Wir lebten dort in der Stadt.“ Er deutete mit seinem linken Arm in die Ferne. „Eines Tages wurde Marianne von zwei Gesandten der Palastwache abgeholt, mit dem Befehl, sie zum Herrscher zu bringen. Die Leute nennen ihn „seine Exzellenz, den Kaiser“. Ihm gehört alles hier. Er ist ein Tyrann und gibt ständig neue Befehle zur Unterdrückung seiner Untertanen und sie preisen ihn auch noch dafür und loben ihn. Ich protestierte heftig und verlangte, dass man mir den Grund für den Befehl nannte. Außerdem wurde ich durch mein erhitztes Gemüt dazu verleitet, die Autorität des Herrschers in Frage zu stellen. Das Resultat war, dass Marianne weggebracht wurde und ich der Stadt verwiesen wurde und sie seitdem auch nicht mehr betreten kann. Würde ich es wagen, auch nur einen Fuß in die Stadt zu setzen, dann würden die Menschen mich erkennen und festhalten, bis schließlich die Palastwache mich vernichten würde.“

„Das ist kein schönes Schicksal. Aber die Frau, die ich suche, heißt nicht Marianne. Sie täuschen sich.“

Der Fischer ließ sich nicht beirren und fuhr fort, ganz in Gedanken, so als hätte ich gar nichts gesagt. „Ich vermisse die Stadt nicht. Ich habe mich dort nie wohlfühlt. Was ich vermisse ist das Gefühl, das mich veranlasst hat, Marianne auf diesen Kontinent zu folgen. Wenn ich ihr heute wiederbegegnen würde, es wäre doch nicht mehr dasselbe. In den ersten Jahren nach meiner Verbannung habe ich gehofft, sie würde früher oder später hier vorbei kommen - meinetwegen. Aber Sie sehen es ja selbst. Ich bin alleine. Das hier ist ein Ort der Einsamkeit. Ich vermute, dass sie immer noch im Palast festgehalten wird.“

„Ist der Palast in der Stadt?“



„Ja, er ist das Zentrum der Stadt. Die Straßen und Häuser sind um ihn herum angeordnet. Alles strebt auf den Palast zu, man kann ihn kaum verfehlen. Er liegt auf einer Anhöhe, so dass man von überall in der Stadt zu ihm aufblicken kann. Wenn du Marianne siehst, dann sag ihr, dass ich hier bin.“

Ich verzichtete darauf, einen neuen Versuch zu machen, ihm zu erklären, dass mich diese Marianne nicht interessierte. Es war ja doch zwecklos.

Der Weg in die Stadt führte durch weite Felder, auf denen Monokulturen angebaut wurden. Kilometerlang immer genau dieselben Gewächse.

Als ich die ersten Häuser sah, konnte ich in größerer Entfernung auch schon den Palast erkennen. Es handelte sich dabei um ein Gebäude von gigantischen Ausmaßen.

Die Leute in den Straßen der Stadt sahen mir neugierig nach. Sie hatten erkannt, dass ich ein Fremder war und allem Anschein nach, gab es das hier nicht sehr oft. Schließlich wurde ich von zwei Männern in seltsam gelben Uniformen angehalten. Sie waren von der Palastwache und ohne mich zu Wort kommen zu lassen, nahmen sie mich fest. Sie brachten mich in ein hohes Gebäude, das mich an eine Kirche erinnerte. Dort waren viele Menschen versammelt. Sie saßen andächtig auf ihren Bänken und hörten den Worten eines Redners zu. Er stand auf einer Art Kanzel. Seine Worte hallten durch den Raum.

„Seine Exzellenz, der Kaiser, will, dass wir alle glücklich sind, so wie wir alle wollen, dass seine Exzellenz, der Kaiser, glücklich ist. Seine Exzellenz, der Kaiser, lässt mitteilen, dass er sehr zufrieden ist mit uns und dass wir alle sehr zufrieden sind mit ihm. Er wünscht sich, dass wir ihn nun loben und preisen.“

Daraufhin brachen die Menschen in lautes Rufen und Schreien aus. Einer versuchte den anderen zu übertönen, jeder wollte den Herrscher am deutlichsten preisen. Sie nahmen die Hände zu Hilfe, gestikulierten wild, ruderten mit den Armen durch die Luft. Das dauerte einige Minuten an. Dann erhob der Redner beide Arme und es kehrte Stille ein. Er sprach:

„Es sind auch heute wieder neue Mitbürgerinnen eingetroffen, die seine Exzellenz, den Kaiser, erfreuen. Sie sollen von nun an unter uns leben und einstimmen in unser Lob und Preis!“

Es öffnete sich eine Flügeltüre unter der Kanzel und eine Gruppe junger Frauen in Unterwäsche trat herein. Sie riefen Dinge wie: „Es lebe seine Exzellenz, der Kaiser!“ oder „Ewige Treue dem Kaiser!“. Die Menge stimmte begeistert mit ein und von neuem begannen rings umher die Leute lautstark ihren Monarchen zu würdigen. Ruth war nicht unter den Frauen.

Der Redner blickte kurz in meine Richtung, sorgte dann wieder für Ruhe, um dann erneut die Stimme zu erheben. „Es gibt außerdem einen fremden Sonderling unter uns. Einen, der nicht zu uns gehört. Das kaiserliche Dekret will, dass er dem Drachen zum Fraß vorgeworfen wird.“

Die Menge applaudierte. Ich wurde vor die Versammlung gebracht, so dass alle mich sehen konnten. Der Applaus wurde lauter. Dann wurde ich abgeführt.

Man sperrte mich in ein unterirdisches Verließ, unweit des kirchenartigen Gebäudes. Es gab knapp unter der Decke ein schmales Fenster zur Straße, durch das ein wenig Licht einfiel. Ich war nicht der einzige Häftling. Stumme, gebeugte Gestalten saßen im Halbdunkel und sahen mich an. Es stellte sich heraus, dass es sich dabei um Untertanen handelte, die beim Kaiser in Ungnade gefallen waren. Auch sie sollten als Drachenfutter enden. Keiner von ihnen beschwerte sich über sein Schicksal. Stattdessen waren sie alle der Ansicht selbst schuld an ihrem bevorstehenden Ende zu sein. Seine Exzellenz, der Kaiser, handle stets richtig und gut.

Diese Überzeugungen irritierten mich und ich wollte daher mehr über den Herrscher herausfinden. Zur Antwort bekam ich, dass niemand etwas genaueres über den Kaiser wisse, er lebe zurückgezogen in seinem riesigen Palast und habe ihn noch nie verlassen. Sein Wille werde täglich von ausgewählten Rednern bei den Versammlungen vorgetragen.

„Ich muss in den Palast“, sagte ich.

Meine Mithäftlinge schwiegen. Keiner rührte sich. Da wurde ich wütend. Ich trommelte mit den Fäusten gegen die Tür meines Kerkers. Minutenlang. Die anderen waren erstarrt. Schließlich hörte ich eine Stimme auf der anderen Seite der Tür. Jemand wollte wissen, was der Lärm zu bedeuten habe. „Ich bin unschuldig. Man muss mich zum Kaiser bringen.“

Die Türe öffnete sich, man entließ mich aus dem Kerker und stellte mir eine Wache zur Seite. Zwei andere Männer in denselben gelben Uniformen debattierten.

„Er sagt, er sei unschuldig. Das hat es noch nie gegeben.“

„Was sollen wir mit ihm tun?“

„Ich schlage vor, wir schicken ihn in die Verbannung. Offensichtlich bezweifelt er die Autorität seiner Exzellenz.“

„Der Kaiser will, dass er dem Drachen zum Fraß vorgeworfen wird!“

„Richtig. Aber wo er doch sagt, dass er unschuldig ist.“

„Er ist ein Fremder. Er ist kein Untertan seiner Exzellenz, des Kaisers. Das wird ihm vorgeworfen und es trifft auch zu. Wie kann er da behaupten, dass er unschuldig ist?“

Ratlos schauten sie in meine Richtung.

Ich sagte, dass ich dringend zum Palast müsse, um dem Kaiser mein Anliegen vorzutragen, das mich überhaupt hierhergeführt habe. Ich käme von der anderen Seite des Ozeans.

„Niemand darf einfach so zu seiner Exzellenz, dem Kaiser sprechen!“

„Sperrt ihn wieder ein! Der Drache soll sein Ende sein.“

Und so fand ich mich nur wenige Augenblicke später wieder im Verließ. Niemand sprach mehr mit mir.

Die Nacht im Kerker war schrecklich. Es gab keine Betten, nur ein paar hölzerne Pritschen, auf denen für mich kein Platz mehr war. Ich musste mich also auf den kalten, harten Steinboden legen. Es war mir vollkommen unmöglich zu schlafen. Ich dachte an Ruth und verfluchte das Schicksal, das sie und nun auch mich auf diesen entfernten Kontinent mit dieser bizarren Gesellschaft verschlagen hatte. Ein Drache sollte mich auffressen. Eine grauenhafte Vorstellung. Wäre ich nicht so müde gewesen, ich wäre vor Verzweiflung durchgedreht.

Am nächsten Tag, am frühen Morgen, ich hatte kein Auge zugetan, führte man uns aus unserem Verließ in die Katakomben einer nahegelegenen Arena. Durch kleine Lichtschlitze konnte man den Schauplatz unserer Hinrichtung sehen. In der Mitte gab es eine kreisrunde Fläche, die von einer gläsernen, riesigen Kuppel umgeben war. Innerhalb der Kuppel bewegte sich ein Drache, der fast so groß wie die Kuppel war, hin und her. Außerhalb der Kuppel befanden sich Zuschauerränge, die alle besetzt waren. Man konnte die Rufe des Publikums einerseits und das Schnauben des Drachen andererseits hören. Das Ungetüm spuckte eine riesige Feuerfontäne aus. Das Publikum applaudierte und mir schien das Blut in den Adern zu gefrieren.

Wachen führten mich und die anderen Häftlinge an ein Schleusentor. Die erste Pforte öffnete sich, man schob uns hindurch und schloss sie hinter uns. Dann öffnete sich vor uns die zweite Pforte und wir standen in der Arena, dem Drachen gegenüber. Der

erste Todgeweihte schritt auf den Drachen zu. Dieser öffnete sein Maul und zermalmte den armen Mann, der sich nicht wehrte oder schrie. Ich zuckte zusammen. Meine Mitgefangenen jedoch zeigten keinerlei Regung. Der Zweite schritt auf den Drachen zu und auch er verschwand in kleinen Stücken im Schlund des Tieres. So ging das immer weiter, bis schließlich nur noch ich übrig war. Das Publikum grölte laut und jubelte. Ich betrat vorsichtig die Arena. Der Drache erkannte mich und wollte nun auch mich in Fetzen reißen. Ich wich ihm aus. Es gelang, er schnappte ins Leere. Ich bewegte mich in seinen Rücken. Schwerfällig versuchte er, sich in meine Richtung zu drehen. Da sprang ich ihm auf eine Kralle seines rechten Fußes. Sie brach ab. Er fühlte den Schmerz und flatterte unkontrolliert mit den Flügeln. Er hob vom Boden ab und stieß mit dem Kopf gegen die Glaskuppel, was ein donnerndes Geräusch nach sich zog. Das Publikum verstummte augenblicklich. Der Drache landete, schwankte und zuletzt fiel er zu Boden. Er war besiegt. Ich atmete auf. Tausende ungläubige Augenpaare starrten mich fassungslos an. „Bringt mich zum Kaiser!“, rief ich. Einige Augenblicke später öffnete sich die Pforte, durch die ich in die Arena getreten war. Palastwächter stürmten den Schauplatz. Sie packten mich und führten mich ab. Und tatsächlich führten sie mich in Richtung des herrschaftlichen Gebäudes im Stadtzentrum. Die Leute auf der Straße sahen uns verdutzt nach, als wir den Weg hinauf zum Palast einschlugen. Die Fassade hatte eine Länge von mehreren Kilometern. Es gab nach außen hin nur verspiegelte Fenster, durch die man nicht hinein sehen konnte. Die einzige Zufahrt war stark bewacht. Man ließ uns jedoch passieren. Im Inneren betraten wir ein labyrinthisches Durcheinander aus Treppenaufgängen, Fluren und Hallen. Die Palastwache zögerte keine Sekunde lang, schleuste mich sicher durch das Gebäude. Dann verließen wir den Gebäudekomplex wieder durch ein schweres metallenes Tor, das eine Wache alleine nicht öffnen konnte. Zwei Mann stemmten sich dagegen und es öffnete sich. Wir traten ins Freie. Es dämmerte bereits. Der Weg durch den Palast hatte wohl einige Stunden gedauert. Einige Wachen trugen Fackeln, um die Umgebung zu erhellen. Vor uns lag ein herrlicher Garten, verschiedene Blumen und Sträucher, vereinzelt auch ein paar Bäume waren in kunstvollen geometrischen Anordnungen gepflanzt. Im Zentrum stand ein hoher Thron, darauf ein nackter Mann mit einer Krone auf dem Haupt. Die Krone war über und über besetzt mit funkelnden Edelsteinen. Es war keine Musik zu hören, aber überall im Garten tanzten schöne Frauen. „Der Kaiser ist ja nackt!“, rief ich. Die Wachen mahnten mich zur Ruhe. Sie

führten mich zum Fuß des Throns. Ein Wächter erklärte dem Kaiser förmlich, was vorgefallen war. Ich hatte es gewagt, gegen den Drachen aufzubegehren und ihn auch noch zu besiegen. Der Kaiser schwieg und hörte sich alles an. Ich sah mich um. In einer Ecke des Gartens, auf einer Bank, saß, zusammengekauert und mit Tränen in den Augen eine Frau. Es war Ruth. Sie hatte Blutergüsse und Kratzer im Gesicht, ihre Kleider waren zerfetzt, an ihren Händen trug sie ihre neuen Handschuhe. Sie hatte keinen Blick für ihre Umwelt und sah mich nicht. Ich wollte mich losreißen und rief nach ihr. Die Wachen hielten mich zurück, doch sie blickte auf und erkannte mich. Sie stand auf und wollte zur mir. Mit einer gebrochenen Stimme rief sie meinen Namen. Auch sie wurde nun von den Wachen zurückgehalten. Ich schrie und beschimpfte den Herrscher, denn er hatte in meinen Augen den erschreckenden Zustand zu verantworten, in dem Ruth sich befand. Die Wachen umklammerten mich fester. Der Kaiser kratzte sich mit der rechten Hand seine Schamhaare. Er lächelte und gab das Zeichen zu meiner Vernichtung. Nach dieser langen Reise, nach all den Anstrengungen und Verwicklungen, sollte ich hier, vor den Augen meiner geschändeten Geliebten sterben. Das war ein Ding der Unmöglichkeit. Ich explodierte. Mit all meiner Kraft riss ich mich los, stürzte auf den Thron zu. Alle blieben wie angewurzelt stehen, denn das hätte mir niemand mehr zugetraut. Auch der Kaiser befand sich in Schockstarre. Wie ein wildes Raubtier stürzte ich mich auf ihn und mit beiden Händen umklammerte ich seinen Hals und drückte ihm die Kehle zu. Er wehrte sich nicht. Niemand versuchte mich zu stoppen. Ich erwürgte ihn. Die Frauen hörten auf zu tanzen, die Uniformierten ließen ihre Waffen fallen. Ich entriss einem Wächter eine Fackel und setzte den Thron in Brand. Dann nahm ich Ruth bei der Hand. Wir rannten davon, so schnell wir beide eben noch konnten. Das Feuer breitete sich rasend schnell aus. Der ganze Garten stand in Flammen. Wir fanden den Weg zurück zur Stadt und ohne zurückzublicken eilten wir immer weiter davon. Niemand verfolgte uns. Als wir uns in Sicherheit wähnten, blieben wir erschöpft stehen. Wir fielen uns in die Arme, ich presste ihr Herz an meines und wir küssten uns in einem Ausbruch der unbeugsamen Leidenschaft, die uns für immer verband. Um uns her war tiefe Nacht. Nur das Feuer im Palast erhellte das Schwarz. Die Flammen züngelten in die Höhe. Das ganze Gebäude brannte.

Dann erwachte ich.

Ungewöhnlich klar stand der ganze Traum noch vor mir. An jedes Detail konnte ich mich erinnern. Ich war sofort hellwach. Meine Gedanken kreisten um die Geschehnisse, die mein schlafendes Bewusstsein derart beschäftigt hatten. Was hatte all das zu bedeuten? Ich konnte mir keinen Reim darauf machen. Aber die Tatsache, dass Ruth und ich zuletzt doch wieder zusammengefunden hatten, stimmte mich euphorisch. Das Feuer, das die Nacht des Traums erhellte, hatte einen Weg in die Realität gefunden und ich konnte es noch immer spüren. Ich war vollkommen überwältigt.

Seit diesem Erlebnis ist einige Zeit vergangen und trotzdem denke ich jeden Tag daran zurück. Ich halte diesen Traum für die Offenbarung einer unumstößlichen Wahrheit. Wir werden einander wiedersehen und bis das geschieht werde ich niemals resignieren, denn ich glaube daran, dass sie lebt und sich ebenso nach mir sehnt, wie ich mich nach ihr. Was immer das Schicksal an Hindernissen zwischen uns aufbaut, wir werden sie überwinden. Diese Einsicht verleiht mir eine gewisse innere Sicherheit. Ich grübele nicht mehr, die Zweifel sind verschwunden. Es geht mir besser.

Die Polizei hat ihre Ermittlungen inzwischen eingestellt. Ruth bleibt offiziell vermisst. Andere Fälle haben nun höhere Priorität. Das ist der Lauf dieser weltfernen Amtslogik.

Ich habe neulich Ruths Bruder besucht. Er war freundlich zu mir und schenkte mir eine Porträtaufnahme, die ihr Vater an ihrem 18. Geburtstag von ihr angefertigt hatte. Ich halte sie in Ehren, habe sie rahmen lassen und sie thront nun über meinem Bett. Es ist ein schönes Foto. Sie lächelt darauf und ihre Augen sind klar und schön.

Ich werde in der nächsten Zeit viel reisen. Mein Aufruf im Internet hat ein gewaltiges Echo ausgelöst. Hunderttausendfach wurde die Suche in sozialen Netzwerken geteilt, Medien wurden auf den Fall aufmerksam und weltweit gab es Berichte darüber. Die Webseite, die ich erstellt hatte, hat mittlerweile schon viele Millionen Besucher gesehen. Fast täglich erhalte ich neue Hinweise, die dafür sprechen, dass Ruth noch lebt. Von überall da, wo es Menschen gibt, gibt es auch Botschaften an mich. Einer meint, sie gesehen zu haben, ein anderer glaubt, sie zu kennen. Ich

werde, falls es notwendig sein sollte, die ganze Welt bereisen. Und niemals werde ich ermüden, denn ich spüre, wie mein Herz brennt, lichterloh in Finsternis. Es wird mir ein guter Wegweiser sein.

Gestern habe ich David auf der Straße gesehen. Mit gesenktem Kopf ging er in langsamen, unregelmäßigen Schritten auf dem gegenüberliegenden Gehsteig vorbei. Er bemerkte mich nicht und ich sprach ihn nicht an. Seine Schultern hingen nach unten und er sah traurig aus. Und wie ich ihn so in der Ferne verschwinden sah, da bekam ich ein schlechtes Gewissen, das mich auf dem ganzen Weg nach Hause beschäftigte und erst verschwand, als ich mein Haus betrat. Einen Grund für diese Empfindung konnte ich nicht finden. Ich war mir keiner Schuld bewusst.

Ruth und ich, wir werden in Ewigkeit beisammen sein. Dessen bin ich gewiss.